

# Heimat in Friedrich Hölderlins Gedichten

*Eine motivanalytische Studie*

Gunvor Meling



Masterarbeit

Institut für Literatur, Kulturkunde und europäische  
Sprachen

Historisch-philosophisches Fakultät

UNIVERSITÄT OSLO

September 2013



# Heimat in Friedrich Hölderlins Gedichten

*Eine motivanalytische Studie*

Gunvor Meling

Masterarbeit

Institut für Literatur, Kulturkunde und europäische Sprachen

Historisch-philosophisches Fakultät

UNIVERSITÄT OSLO

Berater: Christian Janss

September 2013

© Gunvor Meling

2013

Heimat in Friedrich Hölderlins Gedichten. Eine motivanalytische Studie.

Gunvor Meling

<http://www.duo.uio.no/>

Druck: Representralen, Universität Oslo

# Zusammenfassung

Diese Masterarbeit befasst sich mit dem Heimat-Motiv in den Gedichten Friedrich Hölderlins (1770-1843). Der Ziel der Arbeit ist, einen Überblick der Nutzung und Entwicklung von dem Motiv „Heimat“ durch die Analyse von zehn Gedichten aus verschiedenen Phasen seiner Verfasserschaft zu geben. Zu diesem Zweck sind mehrere Theoretiker aus verschiedenen Forschungsgebieten benutzt worden. Die wichtigsten davon sind Wolfgang Binder, Andrea Bastian und Rüdiger Görner, jedoch ist auch etwas von Hans-Georg Gadamer, Martin Heidegger und Karen Joisten zu finden. Für biografische Details sind zunächst Gunter Martens und Stephan Wackwitz, sowie das *Hölderlin-Handbuch* Johann Kreuzers benutzt worden. So kann ein breiteres Bild von Heimat gezeichnet werden, als das, was bisher in der Hölderlin-Forschung gemacht ist, durch das Bild einer dynamischen, modernen und problematischen Größe. Die Arbeit ist deshalb nicht eine strenge Motivstudie, sondern wird der Begriff in Relationen und die Herausforderungen, die damit verknüpft sind, betrachtet.

Durch die Interpretationen wird gezeigt, dass das Heimat-Bild bei Hölderlin sehr unterschiedlich in den Jugendgedichten aussieht, als in seinen späteren Gedichten. Die frühen Texte zeigen eine Verehrung einer vergangenen Zeit und rosigen Erinnerungen an die Kindheit und Jugend, die jedoch mehr von Personen und Relationen als konkreten örtlichen Bezügen abhängen. Während der Tübinger Zeit verschwindet die Heimat aus der Dichtung und kommt erst nachdem Hölderlin seine erste Hofmeisterstelle angenommen hat zurück. In den Gedichten scheint das Motiv der Heimat völlig neu gestaltet worden zu sein, und der nun sehr reflektierte Umgang damit wird bis zur Zeit der Umnachtung weiter ergänzt und entwickelt werden. Zunehmend wird die Heimat nicht nur einen ruhigen Rückzugsort verglichen, sondern auch als einen Ort zum Heilen dargestellt. Die Heimat ist räumlich geworden, welches auch mit der neuen Perspektive vom Verhältnis Heimat – Fremde zusammenhängt, die Hölderlin vielleicht durch seine vielen Fußreisen eröffnet wurde. Die Behauptung „das Eigene [muss] so gut wie das Fremde“ erlernt werden, der einem Brief aus Bordeaux entnommen ist, wird in der Spätdichtung zu besonders ideen- und bilderreichen Gedichten, in dem jedoch seine Methode leicht kritisiert wird. Denn wer sich das Fremde so gut lernen will wie die eigene Heimat, der läuft auch die Gefahr, das Eigene dadurch zu verlieren. Nach der Umnachtung wird die Dichtung Hölderlins und seine lyrische Sprache einfacher und enthält wenige von den zuvor so reichen Elementen der früheren Dichtung.



# Vorwort

Meine Interesse an Friedrich Hölderlin, wurde durch ein früher abgelegtes Verfasserstudium geweckt, welches durch Textanalyse und Rezensionsgeschichte die Sonderstellung Hölderlins in der Literaturgeschichte des Westens zeigte. Das Motiv „Heimat“ ist mir später eingefallen, als ich in der 2008 erschienenen „Heimsuchung“ Jenny Erpenbecks ein Auszug von Hölderlins „Die Heimath“ begegnete:

[...] versprecht ihr mir,  
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich  
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Das Bild von Heimat, welches in diesen Zeilen gegeben wird, scheint mit dem Leben Hölderlins nicht übereinzustimmen. Seine Fernweh und plötzlichen Abreisen sind alle auf einem Mal aufgelöst worden, als er 1806 Widerwillens zur Tübinger Klinikum gebracht wurde. Daraus ergab sich mein Thema: die Darstellung der Heimat durch die verschiedenen Phasen Hölderlins Dichtung und die Entwicklung davon zu untersuchen und zu beschreiben.

Die vorliegende Arbeit ist unter die engagierte Unterstützung und fachliche Betreuung von Christian Janss entstanden, der immer gute Antworten, ein Wort zur Motivation oder ein Tipp für die nächste Stufe geboten hat. Er hat mich dazu angeregt, immer weiter zu arbeiten, wenn ich gegen die metaphorische Mauer gelaufen bin. Seine Kontortür scheint immer offen zu stehen. Vielen Dank für Geduld und Mühen.

Für sprachliche Hilfe und sorgfältiges Korrekturlesen bedanke ich mich bei Max Keppler, der für Idiomatik und Details ein scharfes Auge hat.

Zuletzt möchte ich mich bei Freunden und Familie für ihre Verständnis und Aufmunterung während der Anfertigung dieser Arbeit bedanken.





# Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung .....	1
1.1	Textauswahl.....	1
1.2	Zum Begriff Heimat .....	2
1.3	Forschungsliteratur .....	6
1.4	Methode .....	8
1.5	Editionen und Herausforderungen.....	11
2	Die frühen Jahre .....	14
2.1	Der junge Dichter .....	14
2.2	„Die Meinige“.....	17
2.3	„Die Stille“ .....	21
2.4	Heimat in der Jugendliteratur.....	24
3	Die Tübinger Zeit .....	27
3.1	Der Stiftler .....	27
3.2	„Einst und Jetzt“ .....	30
3.3	„Hymne an die Freiheit“ .....	33
3.4	Heimat während der Stiftzeit.....	37
4	Von der Schule in die Welt hinaus.....	40
4.1	Das Leben außerhalb Schule und Stift .....	40
4.2	„An die Natur“ .....	44
4.3	„Der Wanderer“ .....	47
4.4	Unabhängigkeit und Heimat.....	50
5	Spätgedichte .....	52
5.1	Einleitung zur Periode .....	52
5.2	„Die Heimath“ .....	55
5.3	„Die Wanderung“ .....	58
5.4	„Mnemosyne“ .....	64
5.5	Heimat in der Spätdichtung .....	72
6	Die Umnachtung .....	74
6.1	Der Weg in den Turm.....	74
6.2	„Der Herbst“ .....	75
6.3	Heimat und Umnachtung.....	77

7	Ende.....	79
7.1	Längsschnitte.....	79
7.2	Die Heimat bei Hölderlin .....	82
7.3	Fazit .....	84
	Literatur.....	86
	Appendix .....	90

## **Benutzte Siglen:**

StA: *Große Stuttgarter Ausgabe.*

Friedrich Hölderlin: *Sämtliche Werke.* Hrsg. von Friedrich Beißner und Adolf Beck. Stuttgart: Kohlhammer. 1943–85. 8 Bde. Unter der Sigle StA, Band (römisch), Seite (latein) zitiert.

FHA: *Frankfurter Hölderlin-Ausgabe.*

Friedrich Hölderlin: *Sämtliche Werke.* Hrsg. von D. E. Sattler. Frankfurt a.M/Basel: Stroemfeld/Roter Stern. 1975 ff. 21. Bde.

MA: Münchner Hölderlin–Ausgabe.

*Sämtliche Gedichte und Briefe.* Hrsg. von Michael Knaupp. München: Hanser. 1992 ff. 3. Bde.

DKA: Deutsche Klassiker-Ausgabe

*Sämtliche Werke und Briefe.* Hrsg. von Jochen Schmidt. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag. 1992–1994. 3 Bde.

HJb: *Hölderlin Jahrbuch.*

Im Auftrag der Hölderlin-Gesellschaft. Stuttgart: Metzler [früher: Tübingen: Mohr]. 1947 ff. Unter der Sigle HJb, Band, Jahrg., Seite zitiert.



# 1 Einleitung

Der Ziel dieser Arbeit ist, einen Überblick der Nutzung und Entwicklung von dem Motiv „Heimat“ durch Friedrich Hölderlins Gedichten zu geben. In der Forschung wurde die Heimat bei Hölderlin bisher hauptsächlich in Verbindung mit anderen Themen, wie Vaterland, Freundschaft und Hölderlins Verhältnis zum Griechisch-Mythologischen, untersucht. An anderer Stelle wurde das Motiv als Teil größerer Forschungsarbeiten eingeschlossen. Letztgenanntes findet man zum Beispiel in Rüdiger Görners *Hölderlins Mitte*<sup>1</sup>, oder *Heimat in Wort*<sup>2</sup>. Als selbstständiges Thema wurde dieses Motiv von Wolfgang Binder im *Hölderlin-Jahrbuch* 1954 in „Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung“ besprochen.<sup>3</sup>

Die vorliegende Arbeit ist eine chronologisch überblickende Motivstudie, die durch Interpretation von Gedichten aus verschiedenen Perioden in Hölderlins Schaffen, den Gebrauch des Motives Heimat und dessen Veränderungen im Licht von möglichen Einflüssen durch neue Themen, Motive oder auch Umgebungen untersucht. Weil dies bisher nur im begrenzten Umfang untersucht worden ist, und zudem viele der vorausgegangenen Forschungsarbeiten verhältnismäßig alt sind, ist die Zielsetzung einen, im Rahmen einer Masterarbeit möglichen, Beitrag zur Motivforschung zu geben.

## 1.1 Textauswahl

Die ausgewählten Gedichte sind in erster Instanz nach ihrer Nähe zum Thema, danach entsprechend ihrer Repräsentativität für die jeweilige Periode ausgewählt. Wo die Periode keinen eindeutigen Heimatbezug ausweist, sind Gedichte, die für periodentypisch gelten können, genutzt, um Lücken in der Darstellung zu vermeiden. So wird eine deutliche Chronologie behalten, wobei es sich in einzelnen Fällen dann eher um die fehlende Heimat als die Darstellung der Heimat dreht. Dies ist ein wichtiger Bestandteil der ganzheitlichen Darstellung der Entwicklung.

Die Texte sind nach Epochen des Lebens Friedrich Hölderlins eingeteilt. Die Perioden und Gedichte sind dann chronologisch dargestellt. Jedes Kapitel wird mit einem biografischen

---

<sup>1</sup> Görner, Rüdiger. *Hölderlins Mitte. Zur Ästhetik eines Ideals*. München: iudicum, 1993.

<sup>2</sup> Görner, Rüdiger (Hrsg.) *Heimat im Wort. Die Problematik eines Begriffs im 19. und 20. Jahrhundert*. München: iudicum, 1992.

<sup>3</sup> Binder, Wolfgang. „Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung“. In: Beißner, Friedrich und Paul Kluckhohn. *Hölderlin-Jahrbuch. Jahrgang 1954*. Tübingen: Mohr. 1954, S. 46-78.

Überblick eingeleitet, darauf folgt eine Auslegung der ausgewählten Gedichte der entsprechenden Periode. Am Ende jedes Kapitel werden die Funde zusammengefasst und diskutiert um einen Überblick zu geben, wie das Motiv Heimat in den einzelnen Perioden behandelt wird. Diese Kapitelzusammenfassungen dienen dazu, besser den abschließenden Überblick von der Entwicklung des Heimat-Motivs zu vorbereiten.

Alle ausgewählten Gedichte werden im Appendix in der in dieser Arbeit behandelten Reihenfolge wiedergegeben.

## 1.2 Zum Begriff Heimat

Der deutsche Begriff *Heimat* ist das Resultat einer geschichtlichen Entwicklung, in welcher sich die Bedeutung etwas verändert hat.<sup>4</sup> Ursprünglich bezeichnet dieser eine hauptsächlich rechtliche Auffassung, wo der Begriff für einen beliebigen Ort stand, an dem man mit Recht wohnen kann. Die Bedeutung wandelte sich dann zu einem mehr historisch und politisch geprägten Begriff, mit dem erst eine Verfechtung des Nationalstaates im 18. Jahrhundert, und später auch die Reaktion und Opposition zur zunehmenden Industrialisierung des späten 19. Jahrhunderts verknüpft war. Der Terminus ist aber nicht nur in diesem Sinne bekannt; der Begriff Heimat bedingt weitgehend auch einen örtlichen Bezug, jedoch nicht ausschließlich. Eine wichtige Deutung wird von Bernhard Schlink in *Heimat als Utopie* dargestellt:

So sehr Heimat auf Orte bezogen ist, Geburts- und Kindheitsorte, Orte des Glücks, Orte, an denen man lebt, wohnt, arbeitet, Familie und Freunde hat – letztlich hat sie weder einen Ort, noch ist sie einer. Heimat ist Nichtort. Heimat ist Utopie.<sup>5</sup>

Das Utopische in Schlinks Heimatbegriff ist eng mit einem Sehnen verknüpft, einer Sehnsucht nach dem, was gewesen ist und werden könnte. Heimat ist darin nicht so sehr ein physischer Ort, sondern ein Gefühl, ein erinnertes Raum, der vielmehr mit dem Erlebten oder Eingebildeten, mit den Orten verbunden zu sein scheint, als das er sich mit einem tatsächlichen Ort zusammenhängt. „Heimat“ ist eine Vorstellung, zu der alle ein Verhältnis haben. Selbst wenn man sich von seiner Heimat distanzieren will, kann man sich vielleicht nie

---

<sup>4</sup> Vgl. Hammermeister, Kai. „Heimat in Heidegger und Gadamer“. In: *Philosophy and Literature*. Vol. 24. Nummer 2. Oktober 2000. S. 312-326. URL: <http://muse.jhu.edu/journals/phl/summary/v024/24.2hammermeister.html> [Stand 12.10.2012].

<sup>5</sup> Schlink, Bernhard. *Heimat als Utopie*. Berlin: Suhrkamp. 2008. S. 32.

völlig davon loslösen, weil es ein Teil der sozialen Zugehörigkeit der Menschen ist. Genau deshalb ist es ein wichtiges Thema in sowohl Literatur, als auch Philosophie geworden.<sup>6</sup>

Es liegt also ein Sehnen in dem Heimatbegriff, welcher in dem Utopie-Kommentar von Schlink einbezogen ist. Auch Andrea Bastian beschreibt ihn, in ihrer Untersuchung zum Begriff im Bedeutungsbereich der Literatur. Betont wird hier auch die Verbindung zur Philosophie und Exilliteratur:

Eng mit dieser utopischen Bedeutung verknüpft ist der Aspekt des Entronnenseins (Adorno), der im Heimat-Begriff der Exilierten eine zentrale Rolle spielt. Heimat wird literarisch dargestellt als der Ort, wohin man ‚entronnen‘ ist und der nun aktiv gestaltet werden muß.<sup>7</sup>

Literarisch meint Bastian zu erkennen, dass die dichterischen Entwürfe seit dem 18. Jahrhundert nicht nur von den subjektiven Heimatbildern der Dichter geprägt worden sind, sondern immer stärker auch mit „elementaren menschlichen Bedürfnisse[n] verknüpft“ werden.<sup>8</sup> Die Heimat kann so als ein Epochenmerkmal stehen bleiben, als ein immer wieder zurückkehrender Geist eines angenommenen menschlichen Zugehörigkeitsdranges. In *Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie* schreibt Karen Joisten über einen Begriff, der auf den Einband als „eines der meistdiskutierten und am heftigsten umstrittenen Probleme unserer Zeit“ bezeichnet wird, und Joisten fragt sich, ob es nicht einen Widerspruch gibt zwischen einer Betonung der Wichtigkeit der Heimat und den Haltungen eines globalisierten Zeitalters; oder gilt die Heimat immer noch als Mittelpunkt der individuellen Existenz des Menschen?<sup>9</sup>

Die Probleme, auf die Joisten hier hinweist, sind nicht ausschließlich an die globalisierte Welt angeknüpft, sondern hängen mit zunehmender Mobilität und Kommunikation zusammen, einem Prozess, der auch lange vor den Telegraf-, Telefon und Internet-Revolutionen der letzten zwei Jahrhunderte begonnen hat. Ob durch Not, Abenteuerlust oder Bedarf zustande gekommen, seit Homer sind Reisen, Exil und Heimkehr wichtige Themen der Literatur

---

<sup>6</sup> Vgl. dazu z.B. Joisten, Karen. *Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie*. Berlin: Akademie. 2003. S. 25.

<sup>7</sup> Bastian, Andrea. *Der Heimat-Begriff. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung in verschiedenen Funktionsbereichen der deutschen Sprache*. Tübingen: Niemeyer. 1995. S. 176.

<sup>8</sup> Ibid.

<sup>9</sup> Joisten, Karen. „Problemsituation“ In: Dieselb. *Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie*. S. 11-24, hier besonders die Seiten 11, 18-19.

gewesen. Dichter und Künstler sind oft in billigere Städte gezogen, um dort mit ihrem begrenzten Einkommen ausgedehnter leben zu können. Vielleicht haben sie auch, wie Friedrich Hölderlin es getan hat, Hauslehrerstellen angenommen, die fern ab von ihrer Heimat sein konnten. Diese Erlebnisse haben sich in verschiedenen Formen auch in ihren Werken konstituiert. Zum Beispiel durch das Verfassen von Oden an die Heimat, welche als idealisierte Bilder von Heimatsorten auftauchen, oder als Kontrast zur Schau kommen in einer Idealisierung des Fremden, von fernen und noch unbekanntem Teilen der Welt.

Das meistbekannte Beispiel vom psychologischen Interesse dieses Themas ist womöglich Martin Heideggers Vortrag „Sprache und Heimat“<sup>10</sup> aus dem Jahr 1960, in dem er den Begriff Heimat für eine poetologische Diskussion eingesetzt hat. Sein Student Hans-Georg Gadamer hat darauf 1992 mit seiner Arbeit „Heimat und Sprache“ geantwortet. Laut Kai Hammermeister bedeutet diese Antwort Gadamers die Nachvollziehung eines Prozesses, in dem ein ursprünglich historisch-politischer Begriff für ästhetische Zwecke eingesetzt wird.<sup>11</sup> Heideggers Heimatdiskussion liegen zwei Aspekte zugrunde. Der erste ist, dass Heimat nur dann ins Blickfeld kommt, wenn sie schon verloren ist. Dieser Gedanke ist ebenfalls bei Erich Auerbachs erkennbar, dessen Behauptung, dass unsere wahre Heimat nur aus der Fremde, nur durch das Exil zur Schau kommt, bekannt ist.<sup>12</sup> Der zweite Aspekt Heideggers ist, dass der Dichter ein Vorläufer ist, der versucht an diese wahre Vorstellung von der Heimat zurück zu gelangen. Hierin liegt das Bild einer doppelten Existenz des Dichters, der tatsächlich im Exil lebt, sich jedoch auf ein Heimkehren vorbereitet. Hierfür gilt Friedrich Hölderlin bei Heidegger als Beispiel. In der Suche nach dem gesamten Bild eines Phänomens, vertont sich die heideggersche Auffassung von Heimat dialektisch, oder zweideutig, in der sowohl die Dichtung als auch die Natur einbezogen werden, das Ideal und die Wirklichkeit; das Vorbereiten auf das Heimkehren und zugleich auf das Leben im Exil.

In der Einleitung seiner Antwort sagt Gadamer, dass Heimat weder frei gewählt, noch vergessen werden kann.<sup>13</sup> In Bezug auf den literarisch-poetischen, sieht er Heimat als Ansatzpunkt eines hermeneutischen Verfahrens, als etwas, dass man in der Interpretation oder

---

<sup>10</sup> Heidegger, Martin. „Sprache und Heimat“ In: Ders. *Aus der Erfahrung des Denkens. 1910–1976*. Frankfurt a.M.: Klostermann. S. 155-180.

<sup>11</sup> Hammermeister. „Heimat in Heidegger und Gadamer“, S. 313

<sup>12</sup> Auerbach, Erich. *Philologie der Weltliteratur. Sechs Versuche über Stil und Wirklichkeitswahrnehmung*. Frankfurt a.M.: Fischer. 1992. S. 96: „Gewiß ist noch immer das Kostbarste und Unentbehrlichste, was der Philologe ererbt, Sprache und Bilder seiner Nation; doch erst in der Trennung, in der Überwindung wird es wirksam.“

<sup>13</sup> Nach Hammermeister. „Heimat in Heidegger und Gadamer“ S. 319.



der Begegnung mit dem literarischen Text verlassen muss, um die hermeneutische Bewegung durchzuführen. Es ist die Natur der dichterischen Praxis, die Heimat zu gestalten und neu zu erschaffen als etwas, das nicht immer präsent ist, sondern immer wieder neu erschaffen werden muss. Die Dichtung wird dadurch immer eine Rückkehr, und somit eine Heimkehr zur Sprache. Dieses Zurückkommen zur Sprache, und dadurch zur Heimat, hat jedoch den Effekt, dass die Heimat wirklich verloren geht, wenn es einem gelungen ist, endlich heimzukehren, weil es aufgrund der Reise, oder der hermeneutischen Erfahrung, eine andere geworden ist. In diesem Sinne wird die Heimat zu einem wandelbaren Idealzustand, der immer wieder neu gestaltet werden muss.

In der Romantik kommt das Thema wie wir sie am gängigsten kennen vor. Andrea Bastian meint in einigen von ihr vorgelegten Textbeispielen, den „Erfahrungszusammenhang ‚Heimat‘ exemplarisch gestaltet“ zu sehen.<sup>14</sup> Wie eine Reaktion auf die vernünftige, rationalistische Aufklärung, nutzt die Romantik Nähe, Identität und (Natur-)Idylle. Die Heimat kommt ihr nach in der Literatur thematisch vor „als emotional aufgeladener Begriff, der mit Natur und ländlichem Leben zusammenhängt, und Stimmungen wie Vertrautheit, Überschaubarkeit, Verwurzelung, Ruhe und Abgesichertheit assoziieren lässt.“<sup>15</sup>

Bastian beschreibt zunächst die romantische Dialektik am Beispiel Eichendorffs, als die „Dialektik zwischen Identitätshoffnung und -verlust.“<sup>16</sup> Dieses zwiespältige Herangehen findet sich auch im Kontrast Heimat – Ferne wieder, sowie der manchmal gleichzeitigen Sehnsucht nach beidem. Bastian führt fort: „Im Rahmen der Erlebnisse in der Fremde, wird dem inneren Bedürfnis nach Heimat literarisch Ausdruck verliehen.“<sup>17</sup> Hier spricht sie von Eichendorff, dieses Phänomen ist jedoch auch in Hölderlins Werken erkennbar – und soll auch im Laufe dieser Aufgabe deutlicher werden. Das *Romantische* hängt aber vor allem mit der Natur und dem Naturgefühl zusammen, wie man es bei Novalis findet: Die Harmonie mit der Natur, mit der Landschaft ist das, was als Heimat erlebt wird – eine Auffassung, die Bastian auch Hölderlin verleiht.<sup>18</sup> Auch in dem Motivkomplex des Wanderns meint Bastian eine zentrale Dialektik zu erkennen: das Spiel zwischen Fernweh und Heimweh, was auch tief mit der Erfahrung des Verlustes verbunden ist.<sup>19</sup> In der romantischen Dialektik zeigen sich

---

<sup>14</sup> Bastian. *Der Heimat-Begriff*. S. 183.

<sup>15</sup> Op. cit. S. 180.

<sup>16</sup> Ibid.

<sup>17</sup> Ibid.

<sup>18</sup> Op. cit. S. 181.

<sup>19</sup> Op. cit. S. 181-182.

mehrere Antagonismen: Heimat – Fremde, Inneres – Äußeres, Identitätssuche – Identitätsverlust. Diese Gegensätze sind sehr nützlich, um lebendige und genau dialektische Texte und Themenkomplexe darzustellen, die voll von „all den Gefühlen, die dichterischen Ausdruck in ‚Heimweh‘ gefunden ha[ben]“ sind, und von der Verlusterfahrung ausgelöst worden sind.<sup>20</sup> Ob dies auch für Hölderlin der Fall ist, ist im Laufe der Aufgabe zu untersuchen.

Wie Heimat in der Dichtung Hölderlins konstituiert wird und dabei auch welche Erfahrungen von Heimat, auch von örtlicher Heimat, hierdurch vermittelt wird, zu definieren, in Bezug auf die in diesem Teil genannten Theoretiker und Auffassungen, wird eines der wichtigsten Unternehmen dieser Arbeit. Hölderlin muss einigermaßen von seiner Gegenwart beeinflusst worden sein. Inwiefern aber das Heimat-Bild, das Andrea Bastian von der Periode zeichnet, auch für Hölderlin geltend war, muss weiter untersucht werden. Wolfgang Binder sagte in seinem am 7. Juni 1953 gehaltenen Vortrag zu seinem Projekt:

Wir werden zu zeigen haben, daß Hölderlin seine ganz eigene Erfahrung von Heimat und von seiner Heimat hat, daß diese neben Seelentum und hoher Geistigkeit nicht nur bestehen kann, sondern mit ihnen ursächlich zusammenhängt, ja daß die Heimat zu den zwei oder drei unbestreitbaren Wirklichkeiten gehört, auf denen Hölderlins Weltbild und Lebensgefühl ruhen.<sup>21</sup>

Mein Ziel ist es die beiden Ansprüche aus diesem Zitat im Rahmen dieser Aufgabe durch eine chronologische Darstellung der Entwicklung des Heimat-Bilds weitestgehend gerecht zu werden. Die Funde sollen abschließend diskutiert und zudem durch die Heimat-Bilder der in diesem Teil behandelten Theoretiker ergänzt werden.

### 1.3 Forschungsliteratur

Die Hölderlin-Forschung ist auf sehr verschiedene Themen ausgerichtet. Aufgrund der Überlieferung seiner Gedichten und seines psychischen Zustandes in späteren Jahren, sind nicht nur Literaturwissenschaftler, Interpreten und Biografen an ihm interessiert, sondern auch Editionsphilologen, Psychologen und Sprachforscher. Seine Verknüpfung von Griechenland, Vaterland und Heimat ist weit bekannt, und in der Forschungsliteratur sind

---

<sup>20</sup> Bastian. *Der Heimat-Begriff*. S. 183

<sup>21</sup> Binder. „Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung“. S. 47

auch die verschiedenen Perioden und jeweiligen Kennzeichen gut belegt. Die literarischen Überblicke sind jedoch weniger mit Einzelmotiven beschäftigt, als die Entwicklung mehrerer Motiven. So zum Beispiel bei Roland Berbig in dessen „Ein Fest in den Hütten“<sup>22</sup>, wo das Verhältnis zwischen den Motiven Freundschaft und Heimat über eine bestimmte Periode hinweg untersucht wird. Wie bereits angedeutet, ist aber der 1953 von Wolfgang Binder gehaltene Vortrag „Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung“ der einzige Text, der ganz konkret eine chronologische Entwicklung der Heimatauffassung bei Hölderlin untersucht und diskutiert, ohne dabei auch mehrere andere Themen mit einzuschließen. Deshalb ist dieser eine der Hauptgrundlagen für die hier vorliegende Arbeit und wird wiederholt als nützlicher Vergleich bei der Arbeit mit den Quellen und der Entwicklung eigener Gedanken herangezogen..

Um ein besseres Bild von der Erziehung Hölderlins und der Basis seines Schaffens zu bekommen, sind mehrere biografischen Darstellungen benutzt.<sup>23</sup> Eine wichtige Arbeit ist hierbei Gregor Wittkops, *Hölderlins Nürtingen*<sup>24</sup>, welche sowohl biografische Fakten wie auch literarische Eigenheiten beschreibt. Von generelleren Forschungsarbeiten, welche dem Verständnis des Begriffes und somit der gründlicheren Einsicht in das Motiv Heimat dienen, wurde an erster Stelle Andrea Bastians begriffsgeschichtliche Darstellung herangezogen<sup>25</sup>, deren Problematik durch den von Rüdiger Görner herausgegebener Band *Heimat im Wort*<sup>26</sup> weiter nuanciert wird. In mehreren verschiedenen Beiträgen wird den Heimat-Begriff in Verbindung mit verschiedenen Autoren, Dichter und Epochen diskutiert. Am wichtigsten ist dabei Görners eigener Beitrag<sup>27</sup> in dem Band, welcher das konkrete Heimat-Bild Hölderlins untersucht.

Eine allgemeine Grundlage für die Entwicklung des Begriffes gibt Karen Joisten in ihrer Arbeit *Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie*. Darin wird das Problem der Betonung von Heimat und der weiterreichenden Globalisierung und Vernetzung durch eine kontrastive Diskussion beleuchtet. Auf diese Weise wird eine umfangreiche philosophisch

---

<sup>22</sup> Berbig, Roland. „Ein Fest in den Hütten der gastlichen Freundschaft. Überlegungen zum Verhältnis von Freundschaft und Heimat bei Hölderlin.“

<sup>23</sup> Kreuzer, Johann (Hrsg.) *Hölderlin-Handbuch Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler. 2011.; Gunter Martens. *Friedrich Hölderlin*. Reinbek: Rowohlt. 1996.; Stephan Wackwitz. *Friedrich Hölderlin*. Stuttgart: Metzler. 1985.

<sup>24</sup> Wittkop, Gregor. *Hölderlins Nürtingen. Lebenswelt und literarischer Entwurf*. Tübingen: Niemeyer. 1999.

<sup>25</sup> Bastian, Andrea. *Der Heimat-Begriff*.

<sup>26</sup> Görner, Rüdiger. *Heimat im Wort*.

<sup>27</sup> Görner, Rüdiger. „Im Widerspruch zu Hause. Zu Hölderlins Heimat-Bild.“ In: Ders. *Heimat im Wort*. S. 50–62.

begründete Darstellung vom philosophischen Klangboden der Heimat dargestellt, was eine nützliche Ergänzung zur sonst sehr literaturwissenschaftlichen Sekundärliteratur ist.

## 1.4 Methode

Natascha Würzbach definiert ein *Motiv* als „eine begriffliche Repräsentation eines Konzeptes, das in verschiedenen Einzeltexten realisiert und damit auch konkretisiert wird“.<sup>28</sup> Damit zeigt sich das Motiv „als ein komplexes aber immer noch recht variables literarisches Element, das besonders geeignet ist, um Bezüge zwischen Texten, Gattungen, Epochen sowie innerhalb von Traditionsverläufen herauszuarbeiten“.<sup>29</sup> Eine Motiv- oder Stoffanalyse ermöglicht nach dieser Argumentation „einen diachronen Vergleich verschiedener Literaturepochen wie auch einen synchronen Vergleich der literarästhetischen Aspekte unterschiedlichster Einzelwerke.“<sup>30</sup> Die Methode scheint deshalb besonders gut dafür geeignet ein Einzelmotiv zu untersuchen – wie es auch in dieser Arbeit der Fall ist – und dabei eine zeitliche Entwicklung zu zeigen.<sup>31</sup>

Die Stoff- und Motivforschung ist eine literaturwissenschaftliche Methode, deren Gebrauch seit etwa 300 Jahren bekannt ist. Die Variation die der Forschungsansatz innerhalb dieser Zeitspanne aufweist, zeigt Änderungen der Gesellschaft, und des Gegenstandes der Forschung. Aus verschiedenen Richtungen gibt es wiederholt Kritik zu dieser Methode. Zum Beispiel aufgrund der Probleme bei der Übertragung von unübersetzbaren Begriffen in anderen Sprachen, und das Nutzen davon in ausländischer Komparatistik, ohne, dass dabei die erforderlichen Beschreibungen, Begründungen und Anpassungen gemacht werden.<sup>32</sup> In diesem Prozess wird die Methode immer weiterentwickelt. Die Übertragung auf die komparative Literaturwissenschaft ist in diesem Zusammenhang besonders wichtig, da die Begriffe „Stoff“ und „Motiv“ im deutschen Analyseverfahren als feste Termini gelten. In anderen Sprachen sind sie aber entweder nicht fest definiert, oder haben eine [betydningsforskjell/ulikhet] zum deutschen Gebrauch. Hieraus ergibt sich eine Unschärfe,

---

<sup>28</sup> Würzbach, Natascha. „Theorie und Praxis des Motiv-Begriffs: Überlegungen bei der Erstellung eines Motiv-Index zum Child-Korpus.“ In: *Jahrbuch für Volksliedforschung*. 38/1993. 1993, S. 65. URL: <http://www.jstor.org/stable/848948> [Stand 24.20.2012]

<sup>29</sup> Op. cit. S. 70.

<sup>30</sup> Werlen. „Stoff- und Motivanalyse“. In: Schneider, Jost (Hrsg.) *Methodengeschichte der Germanistik*. Berlin: Walter de Gruyter. 2009. S. 662-3.

<sup>31</sup> Vgl. Werlen. „Stoff- und Motivanalyse“. S. 673.

<sup>32</sup> Op. cit. S. 662.

oder „intrinsic Nichtfixierbarkeit“<sup>33</sup> der Begriffen, ein Definitionsproblem, das sich aus einer fehlenden Bearbeitung der übertragenen Begriffe, und somit auch aus der Methode selbst, ergibt.

Die gelungenste Definition, beziehungsweise eine weitgehende und meist akzeptierte neuerer Zeit ist Elisabeth Frenzels. Sie benutzt unter anderem eine Musikmetapher, um das Verhältnis zwischen Stoff und Motiv zu erklären. Frenzel nach, kann der Unterschied zwischen Stoff und Motiv mit dem von Melodie und Akkord verglichen werden.<sup>34</sup> Dazu ergänzt Hans-Jakob Werlen: „Beiden gemeinsam ist das Element der Bildhaftigkeit, aber erst die kreative Kombination von kleineren Motivkomplexen konstituiert einen Stoff.“<sup>35</sup> Laut Werlen hat der Begriff „Motiv“ einen proteischen oder wandelbaren Charakter, welcher die Definitionsversuche erschwert. Hierauf macht auch Frenzel aufmerksam: „Zum Wesen des Motivs gehört, dass es nach zwei Seiten angelegt ist, nach der formalen und der geistigen.“<sup>36</sup>

Dieser Dualismus zwischen der formalen und der geistigen Seite zeigt sich auf verschiedenen Ebenen. Sowohl bei dem tatsächlichen Forschungsverfahren als auch in den Untersuchungsgegenständen wird die Anwesenheit mehrerer Seiten angenommen. Die „formalen“ Seiten sind in „traditionell festgelegten Sammellisten von Stoffen und Motiven“<sup>37</sup>, das heißt in schematisierten Vorstellungskategorien, erkennbar. Die „subjektiven“ Seiten, welche bei Frenzel als die „geistigen“ bezeichnet werden, sind dagegen „relational in deren jeweiligen individuellen Textmanifestationen“<sup>38</sup> und kommen in aktiver Wechselbeziehung zu anderen Textelementen zur Schau. Der Unterschied besteht darin, dass die Motive, die nach der formalen Seite angelegt sind, festen Wendungen zugerechnet werden können, während die Motive, die nach der geistigen oder subjektiven Seite angelegt sind, aus dem Textzusammenhang zu verstehen sind. Auf diese Weise entsteht eine Oszillation zwischen der formalen Begrifflichkeit und der subjektiven Ausführung im Text, welche eine Motivanalyse idealerweise zu beschreiben versucht.<sup>39</sup>

---

<sup>33</sup> Werlen. „Stoff- und Motivanalyse“. S. 664.

<sup>34</sup> Frenzel, Elisabeth. *Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte*. Stuttgart: Kröner, 1976. S. VI.

<sup>35</sup> Werlen. „Stoff und Motivanalyse“. S. 664.

<sup>36</sup> Frenzel. *Motive der Weltliteratur*. S. VI.

<sup>37</sup> Werlen. „Stoff und Motivanalyse“. S. 662.

<sup>38</sup> Ibid.

<sup>39</sup> Op. cit. S. 665.

Ein zweiter Dualismus, den die Motivforschung zum besonderen Vorschein bringt, ist die Bedeutung von Themen, Konstanten, wie etwa Personen, Handlungen und Situationen, und die gleichzeitig veränderliche Bedeutung solcher Konstanten, die durch Zeitwandel und künstlerische Individualität bedingt sind. „Der Anspruch der Stoff- und Motivanalyse ist, dieser Dualität Rechnung zu tragen.“<sup>40</sup> Die Motivanalyse soll also eben dieses Wechseln beschreiben, aber auch „Antworten auf die strukturelle Gestaltung von Texten geben.“<sup>41</sup> Ein Motiv hat also nicht nur einzelne Textelemente, die in Listen eingetragen werden können, oder auch nur relationale Züge. So haben Motive einen strukturellen Charakter, welcher sie im Text nicht unmittelbar ersichtlich erscheinen lässt, stattdessen können diese „aus gewissen Satzkonstellationen hervorgehen.“<sup>42</sup> Für den Zweck dieser Arbeit ist das sehr wichtig, weil nicht nur solche Gedichte zum Gegenstand erwählt sind, die die Heimat konkret und ersichtlich darstellt, sondern auch einige, in denen nur durch den Zusammenhang die Heimatbezüge erkannt werden können.

Um das Verfahren einer Motivanalyse ideale Bedingungen zu leisten, und dazu die relevanten Resultate auszunehmen, ist die vergleichende Literaturwissenschaft ein bevorzugtes Gebiet der Stoff- und Motivforschung.<sup>43</sup> Man darf hierbei jedoch die Schwächen der Methode nicht aus dem Blick verlieren, welche den Gebrauch dieser Methode bedeutungslos machen können. Mit dem bereits genannten Dualismus bleibt es eine Herausforderung, nie zu weit in einer Richtung zu gehen, sondern immer an einer ausgeglichenen Darstellung zu arbeiten. Dies bedeutet, dass man sich nicht verführen lassen darf, auf der einen Seite „Zuflucht zu einem Abstraktionsniveau, das nur noch generelle Attribute beschreibt,“ zu nehmen. Auf der anderen Seite muss man aufpassen, einer „Verzettelung in immer engere Kategorisierung und Sub-Kategorisierung, die sich beim Versuch einer Anwendung auf individuellen Textbeispiele als unbrauchbar erweisen“ zu entgehen.<sup>44</sup> Diese Kluft, zwischen einem komplexen Klassifikationsproblem und der konkreten Einzelanwendung an einem Text, bezeichnet Horst Daemmrich als intrinsisches Problem der Motivforschung.<sup>45</sup> Wenn aber diese potentiellen Probleme bei der Motivforschung beachtet werden, ist die Motivanalyse ein gutes Mittel, Tendenzen und Entwicklungen in verschiedenen Texten über eine gewisse

---

<sup>40</sup> Werlen. „Stoff und Motivanalyse“. S. 662.

<sup>41</sup> Op. cit. S. 667.

<sup>42</sup> Op. cit. S. 675.

<sup>43</sup> Op. cit. S. 663.

<sup>44</sup> Op. cit. S. 667.

<sup>45</sup> Vgl. dazu Werlen. „Stoff und Motivanalyse“. S. 671, und dessen Zusammenfassung der Rezension Daemmrichs von Frenzels *Motive der Weltliteratur* in *The German Quarterly*.

Zeitspanne hinweg zu erkennen. Aus diesem Grund wird die Methode für die Untersuchung des Heimat-Motivs bei Hölderlin in dieser Arbeit bevorzugt angewendet.

## 1.5 Editionen und Herausforderungen

In der amerikanischen Zeitschrift *The Antioch Review* erschien 2010 ein von John Taylor geschriebener Artikel namens „Friedrich Hölderlin, Our Contemporary“, welcher das notorische Editionsproblem in Bezug auf Hölderlin so definiert: „[the problem lies in] establishing a definitive, or at least suitable, version for his poems when it seems that Hölderlin did not believe in final versions“.<sup>46</sup> Ein Autor, bei dem man annehmen kann, dass er einen Text nie für wirklich fertig gehalten hat, erschwert das Organisieren maßgeblich. Diese Auffassung ist allerdings, wenn man Hölderlins Publikationen berücksichtigt, eine nur beschränkte Wahrheit. Hölderlin hat selbst viele Gedichte und andere Texte veröffentlicht, und muss sie dabei für fertig gehalten haben. Hinzu kommt jedoch, dass viele von Friedrich Hölderlins Gedichten in mehreren Fassungen erhalten sind, oft in einer Druck- oder Endfassung, welche wiederum oft nach der ersten Publikation weiter bearbeitet worden sind. Neue Verslinien, andere Wörter und ganz neue Strophen, macht das Hölderlin-Korpus für Herausgeber, Editoren und Forscher zu einem immer wandelbaren Projekt, das sich je nach angewandter Methode anders darstellt.

Zu seinen Lebzeiten hat Hölderlin auf verschiedenen Wegen etwa siebzig Gedichte selbst veröffentlicht, wenn auch etwas verstreut. Eine gesammelte Ausgabe seiner Gedichte kam jedoch trotz mehrerer Versuche bevor er bereits einige Jahre im Tübinger Turm wohnte, nicht zustande.<sup>47</sup> Neue Bestrebungen für eine gesammelte Ausgabe herzustellen kamen 1820 auf. Der daraus resultierende Band *Gedichte von Friedrich H.* erschien jedoch erst 1826.<sup>48</sup> Zu diesem Zeitpunkt galt der Dichter Hölderlin bereits seit 20 Jahren als wahnsinnig. Zwei weitere Ausgaben sind im 19. Jahrhundert durch Christoph Theodor Schwab zustande gekommen, weitere Ausgaben sind gegen Ende des Jahrhunderts dazugekommen.<sup>49</sup> Die ersten historisch-kritischen Ausgaben wurden kurz vor dem ersten Weltkrieg angefangen. Eine vom

---

<sup>46</sup> Taylor. John. „Friedrich Hölderlin: Our Contemporary“. In: *The Antioch Review*. Vol. 68, Heft 1, 2010, Winter. S. 192-198, hier S. 192.

<sup>47</sup> Kreuzer. *Hölderlin-Handbuch*. S. 1.

<sup>48</sup> Op. cit. S. 2.

<sup>49</sup> Op. cit. S. 2-3.

Tübinger Germanisten Frank Zinkernagel, eine andere vom Hölderlinforscher Norbert von Hellingrath.<sup>50</sup>

Die *Große Stuttgarter Ausgabe* (StA, von Friedrich Beißner, gemeinsam mit der *Frankfurter Hölderlin-Ausgabe* (FHA) von D. E. Sattler, sind die wichtigsten Editionen des zwanzigsten Jahrhunderts. Beide Werke sind Grundlage für verschiedene spätere Lese- und Studienausgaben geworden.

Die StA strebt ursprünglich einen „gereinigten, endgültigen und vollständigen [...] Text“ an.<sup>51</sup> Die zwei Postulate, nach welchen Beißner gearbeitet hat, sind die Übersichtlichkeit und die Vollständigkeit. In seiner Ausgabe versucht er deshalb nicht nur einen editorisch hergestellten, geschlossenen Lesetext darzustellen, sondern auch eine Darstellung der Varianten und Entwicklungen in möglichst vollständiger und übersichtlicher Form zu geben. Die Vollständigkeit ist jedoch nur im Sinne von, so Johann Kreuzer, der vollständigen Nennung der Varianten zu verstehen; Charakterisierungen wie Kontextualisierung, Statusbegründungen und Position in Handschriften fehlen meist.<sup>52</sup> Das Erbe von Hölderlin ist zwar alles andere als Übersichtlich, weshalb Beißners Idee vom „einfühlenden Mitdichten“ des Herausgebers zum Einsatz kommt.<sup>53</sup> Die Vollständigkeit der Darstellung ist somit stark darauf angewiesen, welchen Kontext vom Herausgeber vorgezogen wird. Nach Beißner ist ein Gedicht „als ein[...] in sich geschlossene[...] intentionale[...] Akt, der sich sukzessive im Text materialisiert, bis er in der organisch einheitlichen Gestalt des vollendeten Gedichts seinen adäquaten Ausdruck erreicht hat“<sup>54</sup> zu verstehen. Wenn ein Herausgeber ein Korpus nach dieser Perspektive zusammenstellt, werden zum Teil die Erfahrung und Autorität des Herausgebers als Gültigkeitsargument eingesetzt. Hierbei können die Grenzen zwischen Autor und Herausgeber verwischen – was eine der wichtigsten der Einwände gegen die StA gewesen ist.<sup>55</sup> Auch die weiteren Kritikpunkte können in der den Herausgeber gegebenen Macht begründet werden – so zum Beispiel Editionsentscheidungen die nicht im Manuskript begründet sind, oder der Mangel an Transparenz dieser Entscheidungen.<sup>56</sup> Für Beißner sind diese Entscheidungen imperativ in der Herstellung eines benutzbaren Lesetextes.

---

<sup>50</sup> Kreuzer, *Hölderlin-Handbuch*, S. 3.

<sup>51</sup> Op. cit. S. 5.

<sup>52</sup> Op. cit. S. 6.

<sup>53</sup> Op. cit. S. 5-6.

<sup>54</sup> Op. cit. S. 5.

<sup>55</sup> Op. cit. S. 6-7.

<sup>56</sup> Ibid.



Im Gegensatz zu Beißners Vollständigkeitsästhetik, wollte D. E. Sattler „das ganze Gewicht auf die Fragmentarität [...] legen“<sup>57</sup>, unter anderem indem er sämtliche Handschriften in Faksimile abgedruckt hat.<sup>58</sup> Ziel dieses Verfahren ist die *Transparenz*. Mithilfe der Faksimilen, ihrer Transkription „im Medium des Druckes“, der Analyse der verschiedenen Phasen der Entstehung und schließlich der „geschlossene Lesetext“ sollen alle Seiten berücksichtigt werden, und volle Legitimität für die Ausgabe enthalten werden.<sup>59</sup> Die Einwände sind auch hier nicht ausgeblieben, vor allem, dass „Transparenz kein Freibrief für willkürliche Deutungen“ sind, und, dass einige Lösungen und Konstruktionen „sehr spekulativ oder von einer gewollten Absetzung gegen die StA motiviert“ sind.<sup>60</sup>

Neben den zwei großen Gesamtausgaben, sind auch neuere Lese- und Studienausgaben herausgegeben. Die davon meistbenutzten sind die dreibändige Ausgabe *Sämtliche Gedichte und Briefe*, herausgegeben von Michael Knaupp im Hanser-Verlag (die Münchner-Ausgabe, MA), sowie Jochen Schmidts *Sämtliche Werke und Briefe* im Deutschen Klassiker Verlag (DKA).

Wie schon angedeutet ist die Editionsphilologie ein eigenes Feld der Hölderlin-Forschung, weshalb die Editionsproblematik nicht ein wichtiges Thema dieser Arbeit ist. Die Schwierigkeiten im Umgang mit verschiedenen Versionen werden teilweise im Umgang mit den einzelnen Gedichten berücksichtigt. Die Diskussion darüber, welche Argumente die besten sind, gehört zu einer anderen Annäherung an dieses Feldes.

Während der Arbeit sind die Gedichte aus der StA genommen, die Briefe jedoch, wegen der chronologische Ordnung, sind ursprünglich aus der MA genommen. Um der Einheitlichkeit Willen, wird hier in der schriftlichen Darstellung hauptsächlich die auch im Internet zugängliche StA für Hinweise auf sowohl Briefe als auch Gedichte benutzt.<sup>61</sup> Dies geschieht teilweise mit Bezug auf anderen Editionen und insbesondere deren Kommentarteile, an Stellen wo diese zur Argumentation oder zur Darstellung eines ganzheitlichen Bildes beitragen.

---

<sup>57</sup> Kreuzer. *Hölderlin-Handbuch*. S. 7.

<sup>58</sup> Op. cit. S. 8.

<sup>59</sup> Ibid.

<sup>60</sup> Op. cit. S. 9.

<sup>61</sup> URL: [www.wlb-stuttgart.de/sammlungen/hoelderlin-archiv/sammlung-digital/](http://www.wlb-stuttgart.de/sammlungen/hoelderlin-archiv/sammlung-digital/) [Stand 27.08.2013]

## 2 Die frühen Jahre

Dieses Kapitel untersucht den Heimat-Begriff des jungen Hölderlins, wie er in den frühen Gedichten „Die Meinige“ (1786–87) und „Die Stille“ (1788) konstituiert wird. Beide Gedichte wurden gerade um die Zeit Hölderlins erster Erfahrung der Fremde geschrieben. Zu diesem Zweck werden die Gedichte einer generellen Interpretation unterzogen. Daraufhin wird das besondere Bild der Heimat in den aktuellen Gedichten für sich und schließlich als Ganzheit für die Periode analysiert werden können. Für die Einordnung in den Kontext, wird zunächst eine Einleitung zum frühen Leben Hölderlins vorgelegt, die Periode von 1770 bis 1788.

### 2.1 Der junge Dichter

Der am 20. März 1770 geborene Friedrich Hölderlin veröffentlichte im September 1791 seine ersten Gedichte, in Stäudlins *Musenalmanach fürs Jahr 1792*.<sup>62</sup> Mit dieser Veröffentlichung wurde er zum ersten Mal „einer breiteren Öffentlichkeit als Dichter vorgestellt“<sup>63</sup>, was für den aufstrebenden Dichter ein wichtiger Meilenstein war. Der Weg dazu ist aber nicht ohne Umschweife gewesen. Er hat zu diesem Zeitpunkt bereits zweimal signifikante Personen aus seinem frühen Leben verloren; erst durch den Tod seines Vaters 1772, sieben Jahre später ist auch sein geliebter Stiefvater gestorben. Viele von Hölderlins Geschwistern haben ihre ersten Jahre nicht überlebt. Nur Heinrike, die nur Wochen nach dem Tod ihres Vaters geboren wurde, sowie der 1776 geborene Halbbruder Karl, überlebten. Hölderlin selbst schrieb an seine Mutter 1799, dass sein „Hang zur Trauer“ möglicherweise von dem frühen Tod „mein[es] zweiten Vater[s]“ (das heißt, des Stiefvaters), stammte.<sup>64</sup> Diese frühen Verluste von Vaterfiguren im Leben Hölderlins wird also vom erwachsenen Hölderlin selbst ein wichtiger Einfluss auf sein Leben bezeichnet. „Wie ein Vater“ ist ihm auch der Diakon Nathanael Köstlin gewesen, der Hölderlin zwischen 1780 und 1784 alte Sprachen lehrte, sowohl als in pietistischen Glauben und Fragen der christlichen Religion unterrichtete.<sup>65</sup> Schon seit Hölderlins Eintritt in die Nürtinger Lateinschule 1775 wurden seine Kenntnisse durch Privatunterricht unterstützt und ergänzt, allerdings nicht weil der junge Hölderlin irgendwann schlechte Leistung zeigte. Seine Mutter hatte für ihn bereits früh für die Laufbahn eines

---

<sup>62</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 42.

<sup>63</sup> Op. cit. S. 43.

<sup>64</sup> Brief an die Mutter. 18. Juni 1799. StA VI, 1. Nr. 180. S. 332-335, hier S. 333.

<sup>65</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 18.

Pfarrers vorgesehen, wofür das Bestehen des Landesexamens eine Voraussetzung war.<sup>66</sup> Die Mutter hat seine Grundausbildung deshalb keineswegs dem Zufall überlassen. Der schwäbische Pietismus und dessen Erziehungspostulate (wie zum Beispiel Gehorsamkeit, Liebe und Dankbarkeit) hat Hölderlin durch die Mutter und den Privatunterricht von sehr früh an beeinflusst.<sup>67</sup> In den folgenden Jahren wird seine Erziehung zunehmend in Konflikt mit seinen eigenen Ambitionen und Wünschen kommen.

Ein weiterer Konflikt im Leben Hölderlins ist auch in dem Verhältnis zur Mutter erkennbar. Gunter Martens meint, dass in Hölderlins Briefen an die Mutter eine Spannung zwischen „Zuneigung und Förmlichkeit“ oder in anderen Worten, „zwischen Vertraulichkeit der Mitteilung und stets respektierter Distanz“ zu erkennen ist.<sup>68</sup> Diese Spannung ist, so Martens, ein Resultat einer Erziehung, die von sowohl der liebenden Fürsorge einer alleinerziehenden Mutter, als auch der Korrektheit und Strenge des zuvor genannten schwäbischen Pietismus geprägt waren. Die Ambitionen der Mutter sollten aber Früchte tragen. Nach vier bestandenen Examina in den Jahren 1780 bis 1783, durfte Hölderlin im Herbst 1784 nach Denkendorf und dort zwei Jahre lang die niedere Klosterschule besuchen, wonach er in die etwas liberalere, höhere Klosterschule Maulbronn überwechseln konnte; die zwei ersten Stufen auf dem Weg zum Pfarreramt.<sup>69</sup> In dieser Periode kam auch der erste Zweifel Hölderlins zu seinem vorherbestimmten Beruf zur Schau. Dennoch schloss er trotz seines Unwillens seine Klosterschulausbildung 1788 mit guten Resultaten ab.<sup>70</sup> Sein eigenes Sehnen nach der Dichtung war dabei seiner Mutter nicht völlig verschwiegen geblieben, aber vielleicht auch nicht so deutlich formuliert, wie es später werden sollte.

Wichtig war in dieser Periode die Freundschaft mit Immanuel Nast, die, laut Adolf Beck, Hölderlin „aus einer bedenklichen seelischen Isolierung [befreite], sie schuf ihm die Möglichkeit zur überschwänglichen Aussprache seines inneren Reichtums und seiner wechselnden Stimmungen.“<sup>71</sup> Diese Freundschaft gab Hölderlin also die erste wirkliche Möglichkeit, spontan und frei seine Gefühle und Gedanken zu äußern. Das geschah in einer Weise, die jedoch kaum in den Briefen an seine Mutter spürbar ist. Während der Maulbronner Zeit fand Hölderlin in Louise Nast, die Cousine des Freundes, die erste Liebe, was ein reges

---

<sup>66</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 18.

<sup>67</sup> Op. cit. S. 17.

<sup>68</sup> Op. cit. S. 15.

<sup>69</sup> Op. cit. S. 19, 21.

<sup>70</sup> Op. cit. S. 22.

<sup>71</sup> StA VI, 2, S. 493.

lyrisches Schaffen inspirierte.<sup>72</sup> Ähnliche Regungen der lyrischen Produktion sollten sich auch während späterer Liebeserfahrungen präsentieren.

Hölderlins erste Reise, die ihn nicht nur zu einem anderen Teil Schwabens, sondern über seine heimatlichen Grenzen hinaus führte, war ein Ausflug nach Speyer im Juni 1788. Auf dieser Reise hat er alle Erfahrungen und Reflektionen in einem Reisetagebuch niedergeschrieben.<sup>73</sup> Diese Reise stellte Hölderlin zum ersten Mal dem Rhein gegenüber, was später literarisch große Bedeutung bekommen sollte (zum Beispiel in der Hymne „Der Rhein“ aus dem Jahr 1801<sup>74</sup>). Die Erfahrung von Fremde und Ferne erwiesen sich als ein wichtiger Teil jenes Heimatgefühls, das im Werk Hölderlins von Gunter Martens ein „zentrale[r] Motivkomplex“ genannt wird, und weiter: „Erst mit dem Verlassen des schwäbischen Lebensraumes, im Kennenlernen anderer Landschaften und Kulturen wurde ihm als ‚Heimat‘ greifbar, was ihn in seiner Entwicklung bestimmt hat.“<sup>75</sup> Dieser Gedanke steht im Einklang mit ähnlichen Beschreibungen Edward Saids über Erich Auerbach und das Schreiben dessen *Mimesis*; erst wenn die Heimat verlassen wird und von außen betrachtet werden kann, ist es möglich, ein richtig(er)es Bild davon zu konstruieren.<sup>76</sup> Nur wer seine eigene Umgebung und Heimat verlässt und aus der Sicht eines Außenseiters beobachtet, kann sie und ihre Bedeutung für die eigene Entwicklung verstehen. Für Hölderlin ist diese Einsicht zunehmend klar geworden, was am deutlichsten in dem Brief an Böhlendorff im Dezember 1801 formuliert ist.<sup>77</sup> Dieser wurde auf dem Heimweg von Bordeaux geschrieben, wo er die Wichtigkeit des gründlichen Erlernen von sowohl der Fremde als auch der Heimat betont. Dieser Motivkomplex ist, wie der Brief an Böhlendorff auch zeigt, dicht mit dem Motiv des Wanderns verknüpft. Das Wandern-Motiv wurde in der Romantik besonders oft von dem Zusammenspiel zwischen Fernweh und Heimweh konstruiert wurde, was sich auch in

---

<sup>72</sup> Kreuzer. *Hölderlin-Handbuch*. S. 24-25. Zur Liebesbeziehung mit Louise, siehe auch Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 27-28.

<sup>73</sup> Op. cit. S. 25, auch bei Martens, S. 29.

<sup>74</sup> StA II, 1. S. 142- 148.

<sup>75</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 14.

<sup>76</sup> Said, Edward. „Introduction: Secular Criticism“. In: Ders. *The World, the Text and the Critic*. Cambridge: Harvard University Press. 1983. S. 1-30, hier besonders S. 5-8. Said zitiert auf S. 7 Auerbachs *Philologie der Weltliteratur*, die in dieser Arbeit schon auf Seite 4 in Fußnote 12 zitiert ist: “The most priceless and indispensable part of philologist’s heritage is still his own nation’s culture and heritage. Only when he is first separated from his heritage, however, and then transcends it, does it become truly effective”.

<sup>77</sup> Brief an Böhlendorff. 4. Dezember 1801. StA VI, 1, S. 425-428, hier S. 426.

Hölderlins literarischen Produktion wieder findet, so zum Beispiel in *Hyperion*<sup>78</sup>, und in den Gedichten „Rückkehr in die Heimat“<sup>79</sup> und „Die Heimath“.<sup>80</sup>

Nicht nur die neuen Erlebnisse, sondern auch die Entdeckung seiner ersten literarischen Vorbilder, von welchen Klopstock, Schiller und Schubart die bedeutendsten waren, ist prägend für den jungen Hölderlin.<sup>81</sup> Schon in Nürtingen entdeckte Hölderlin die Werke Friedrich Gottlieb Klopstocks (1724–1803), in welchen er „die Möglichkeit vorgebildet [sah], das, was er am klassischen Altertum so sehr verehrte, was er in der griechischen und römischen Poesie so sehr liebte, in die Neuzeit hinein zu verlängern“.<sup>82</sup> Auch in seiner eigenen Produktion blieb Hölderlin fest an dem Vorbild von Klopstock hängen, und die Texte scheinen mit großer Bedacht und Gesetzmäßigkeit aufgebaut zu sein, „Klopstocksche Schule im besten Sinn.“<sup>83</sup> Schnell fand Hölderlin auch den „feurigen Schiller“ (1759–1805) inspirierend, und auch die Lieder Ossians wurden eine „aufregende Entdeckung“ für den zurzeit siebzehnjährigen Dichter.<sup>84</sup> Christian Friedrich Daniel Schubart (1739-1791) war möglicherweise schon 1788 eine wichtige Inspiration, als Hölderlin seine erste Gesellschaftskritik „Die Ehrsucht“ niederschrieb.<sup>85</sup> Die neuen Erfahrungen, die vielen Einflüsse und die persönliche Entwicklung dieser Zeit haben Maulbronn den bezeichnenden Status verliehen: „Zeit Hölderlins dichterisches Beginnen.“<sup>86</sup>

## 2.2 „Die Meinige“

Das Gedicht „Die Meinige“<sup>87</sup> wurde um 1786–1787 geschrieben, und ist ein Gebet, das um „die Meinigen“ des lyrischen Ichs geht. Es besteht aus 22 Strophen von je 8 Versen, die kreuzgereimt in dem Muster ababcdcd sind. Man muss darauf hinweisen, dass Hölderlin zu dieser Zeit noch seine schwäbische Mundart in den Reimen benutzt, womit „Erdenwünschen“ (3) auf „Menschen“ (1) gereimt wird, wie auch „Söhnen“ (19) auf „Tränen“ (17), und „schön“ (92) auf „Sinn“ (90).<sup>88</sup> Solche unechten, auf Mundart zurückzuleitenden Reime sind für den

---

<sup>78</sup> StA III.

<sup>79</sup> StA II, 1. S. 29.

<sup>80</sup> StA II, 1. S. 19.

<sup>81</sup> Kreuzer. *Hölderlin-Handbuch*. S. 25.

<sup>82</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 22.

<sup>83</sup> Op. cit. S. 24.

<sup>84</sup> Op. cit. S. 23.

<sup>85</sup> Op. cit. S. 25.

<sup>86</sup> Kreuzer. *Hölderlin-Handbuch*. S. 25.

<sup>87</sup> StA I, 1. S. 15-20. Einzelne Zeilen werden im Text mit Zeilennummer in Parenthese angegeben.

<sup>88</sup> vgl. dazu Beißners Lesarten: StA I, 2. S. 340.

frühen Hölderlin nicht ungewöhnlich, und sie sind in der frühen Dichtung bis in die Klosterschulzeit in mehreren Gedichten erkennbar. Friedrich Beißner betont jedoch, dass Hölderlin bereits in den Tübinger Jahren strenger in der Wahl seiner Reime wird.<sup>89</sup> Dies wird sich auch im nächsten Kapitel zeigen.

In den ersten beiden Strophen wird die Gebetsform des Gedichts, durch ein direktes Anflehen eines Gottes dargestellt. In denselben Strophen wird auch der Gott, der Ziel des Gebets ist, als der Christliche identifiziert. Zweimal evoziert das lyrische Ich der „Herr der Welten“ (1, 3), und es will für die seinigen beten, „[w]ie dein Sohn für seine Jünger bat“ (6). Auf die Menschwerdung Gottes durch Christus wird im Gedicht in Zusammenhang mit den folgenden Zeilen angespielt: „Er, er konnte Menschentränen weinen, / wann er bettend für die Menschen vor dich trat“ (7–8), und letztlich direkt angesprochen: „Bin ich [...] ein Sünder – / Floß ja auch für mich das Blut von Golgatha“ (13–14). Dass es sich um den protestantischen Gott dreht, ergibt sich aus Zeile zwölf, wo das Gebet darauf zielt, den Gott dazu zu bewegen, den Geliebten des Ichs nahezu bleiben. Nach dieser einleitenden Richtung des Gebets, wird für die Mutter, die Schwester, Carl und letztlich die Großmutter gebetet, wobei jeder Teil darauf fokussiert, was das lyrische Ich als die wichtigsten Herausforderungen der einzelnen sieht. Die Nähe zu Hölderlins eigenem Leben wird durch das Heranziehen von Fakten wie die zweimal verwitwete Mutter, wie auch die engen Verhältnisse zur Schwester Heinrike und zum Bruder Karl, wie auch das zur Großmutter, sichtbar. Hölderlins Kontakt zur Heimat war in dieser Zeit noch stark und er nutzte oft das Bekannte als Inspiration in seiner Dichtung.

Der erste und mit acht Strophen der größte Einzelteil des Gedichts bezieht sich auf die Mutter. Das lyrische Ich dankt Gott für sie: „Ach, die beste Mutter gabst du mir“ (20). Verschiedene Situationen werden dargestellt, die schwer auf der Mutter liegen. So wird zum Beispiel die Trauer an einem Sterbebett referiert (wahrscheinlich das Sterbebett einer ihrer Männer), diese stille Anklage wird aber durch die Wörter aufgelöst „Lasten legt er auf, / aber o! er hilft ja auch, der gute –, (36–37). Damit ist die Struktur des Gedichts, oder besser, des Gebets, angelegt. Es wird erst für jemanden oder etwas gedankt, danach auf spezifische Probleme oder Herausforderungen hingewiesen, und mit dem Gebet um Hilfe, Lohn und/oder Trost abgeschlossen: „so hilf in trüben Tagen, / Guter, wie du bisher noch geholfen hast [...] o, hilf ihr tragen / Meiner Mutter – jede Lebenslast“ (41–42, 43–44). Der „Witwenquäler“ (50) reißt auch alte Wunde auf und die Trauer akkumuliert. Variationen von den Versen „O, so hilf, so

---

<sup>89</sup> StA I, 2. S. 340.

hilf in trüben Tagen / Guter! wie du noch bisher geholfen hast!“ (57–58) werden mehrmals als eine Art Refrain repetiert. Dieser leitet die sechste und achte Strophen ein: „[H]ilf, o hilf ihr tragen, / [...] jede Lebenslast“ (59–60) ist so eine Repetition der entsprechenden Zeilen der sechsten Strophe. Nach diesen Strophen kommt die Bitte um Lohn, „einst an großen Weltenmorgen“ (61) und dazu „noch in diesem Erdeleben“ (65). Als Argument bringt das lyrische Ich alles hervor, was die Mutter für ihre Kinder gemacht hat, und beschreibt auch den großen Dank und das Lob, welches nachher Gott zugestanden werden soll. In diesem Teil des Gedichts wird die Mutter idealisiert und die Danksagung des Ichs mit seinem Ausspruch „die beste Mutter gabst du mir“ (20), zusammen mit der Beschreibung der Mutter als Alleinversorgerin für ihre Kinder, zeichnet ein Bild der Mutter als Zentrum der Heimat.

Die folgenden vier Strophen drehen sich um die Schwester. Auch ihre Leiden hat das lyrische Ich gesehen und es bittet darum, dass Gott „jeden ihrer Tritte himmeln“ leitet (86), dass er sie „früh das beste Theil erwählen“ lässt (89), und sie in „Christuslieb“ und „Gottesfurcht“ (92) auch Ruhe finden lässt:

Zeig ihr deiner Weisheit reinre Wonne,  
Wie sie hehrer deiner Wetter Schauernacht  
Heller deinen Himmel, schöner deine Sonne,  
Näher deinem Trone die Gestirne macht (93–96).

Mit seinem Gebet will das Ich, dass seine Schwester die Kraft erhält, der „Schlange unter heitern Jugendtänzen“ (107) zu widerstehen, und ihre „reine, gute Seele“ (109) nicht aufzugeben. Abschließend wird hier zum ersten Mal direkt ein Heimatgefühl oder eine Zugehörigkeit angesprochen. Dies passiert in dem schließenden Vers: „Unsers Bleibens ist – Gott sei gedankt! nicht hier“ (112). Der Einfluss vom Christentum und schwäbischen Pietismus kann hier als eine Begründung herangezogen werden, in dem das Diesseitige nur eine Vorbereitung auf das eigentliche Leben mit Christus im Jenseitigen, und somit der Auferstehung der Toten zum ewigen Leben, ist.<sup>90</sup>

Ab der fünfzehnten Strophe kommt das Gebet für Carl. Dem lyrischen Ich nach, war die Zeit mit Carl seine „schönste Zeit“ (116), und er sehnt sich danach zurück: „O daß wiederkehrten diese Tage!“ (117). Die letzte Hälfte ist mit einer Parenthese versetzt, weshalb das Sehnen fast wie ein Nachdenken über einen Traum wirkt, der aber nicht realisierbar ist. Dazu kann die

---

<sup>90</sup> vgl. hierzu das Apostolische Glaubensbekenntnis.

folgende idyllisierende Erinnerung an die Jugendzeit aus „Die Heimath“ (um 1800) verglichen werden: „versprecht ihr mir, / ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich / Komme, die Ruhe noch einmal wieder?“<sup>91</sup> Dort ist aber die Idylle mit einem Unterton versetzt, der neben dem Sehnen zugleich das Unerreichbare des Traumes durchblicken lässt. Darauf komme ich im Kapitel fünf zurück. „Die Meinige“ bietet weniger von dieser Unrealisierbarkeit, und aus dem Gedicht stammen die berühmten Strophen von dem Tag „am Nekkarstrand“ (122); die idyllische Gebetsszene aus der Kindheit, in der die zwei kleinen Brüder am Strand spielten und im „Abendschimmer [...] ein heiliges Gefühl“ durch das Herz des Ichs bebte (125–126), woraufhin die beiden dort am Ufer knieten und beteten. Auf diesen Narrativ folgt das eigentliche Gebet: „Ruf ihm oft ins Herz, vor deinen Tron zu gehn; [...] mahne ihn, zu dir zu flehn [...] leite ihn mit deiner Gnade“ (138, 140, 151). Ähnlich wie im Mutter-Teil des Gedichts ist ein Refrain erkennbar, welcher in der dreimaligen Wiederholung des „O so mahne ihn, zu dir zu flehn“ (140, 144, 148) dargestellt sind. Die Mahnungen ähneln aber eher denen der Schwester wegen, ein immer Gott gehorsames, gutes Leben zu führen und, dass Gott die beiden dazu bewegen müsse.

Die letzte Person, für welche im Gedicht gebetet wird, ist die Großmutter. Zwei Strophen erzählen von der kindlichen Erfahrung vom „frommen Silberhaare“ (153), von einer Frau, die „auf so viele schöne Jahre“ zurückblicken kann (155), doch durch „manche dunkle Dornenpfade“ geführt worden ist (159). Das Gebet lautet: „Laß, o laß sie lange noch genießen / Ihrer Jahre lohnende Erinnerung“ (161–162), und stellt fest, dass die Großmutter eine sammelnde Funktion für die ganze Familie gewesen ist, ein Vorbild zum Nachahmen. Sie ist diejenige, die durch das Leben des Ichs den Glauben und das Christentum am stärksten vertreten hat, wodurch sie die Familie gerettet hat: „Ohne diese wird dich niemand sehen, / Ohne diese trifft uns dein Gericht“ (165–166). Das Strophenpaar konkludiert aber mit einem Ausruf des lyrischen Ichs für sich selbst – nach der Auflistung alles Gute bei seiner Familie, sieht er ein, dass auch er selbst Hilfe braucht: „sonst muss ich draußen stehen“ (167), wenn die seinigen vom Gott begegnet werden.

Dieser etwas desperate Ausklang ist aber nicht das Ende des Gedichts. Die letzte Strophe ist dagegen ziemlich hochmütig und stellt den Himmel als endgültiges Ziel dar: „uns alle laß einander finden [...] wo wir [...] ewig seelig vor dir stehn“ (169, 171, 172). Die Schlussfolgerung auf frühere Beschreibungen der Gemeinsamkeit mit einzelner Personen als

---

<sup>91</sup> StA II, 1. S. 19, Z. 6-8. Weitere Erörterung zu diesem Gedicht im Kapitel 4.



Zugehörigkeit oder eine Art Heimat im Gefühl, wird hier durch eine Vorstellung vom Himmel als eine letzte oder ideale Heimat hervorgebracht. Das Leben auf Erden wird als nur ein temporärer Zustand dargestellt: „so Ende bald, du Bahn der Leiden! [...] Himmel! schon empfind' ich sie, die Freuden – / Deine – Wiedersehen froher Ewigkeit!“ (173, 175–176). Im Himmel, also, sollen die Meinigen sich wiedersehen, und die Gemeinsamkeit des Ichs mit den verschiedenen sich in einer Ganzheit zusammenfügen, womit alles heimatliche in einem ewigen Heimat vereinigt wird. Das Gedicht nimmt auf diese Weise Personen und Situation zu Gegenstand, und konstruiert somit ein komplexes Bild, das durch das motivische Heimatgefühl und den Relationsfokus eine Ganzheit bildet. Das erwartete Wiedersehen mit den Geliebten, den „Meinigen“, im Jenseitigen, manifestiert die Heimat in diesem Gedicht als etwas nicht Ortsgebundenes, das vielmehr an Relationen hängt, und Personen nach Erinnerungen und die dazugehörigen Gefühle beschreiben lässt. Dies wird auch dadurch verstärkt, dass im Gedicht nur selten Orte genannt werden, und dass das Zwischenmenschliche als Objekt der Darstellung bevorzugt wird. Es darf angenommen werden, dass Hölderlin jetzt, kurz nach dem Umzug nach Maulbronn, die Heimat ziemlich persönlich und relational aufgefasst hat, und während er noch im heimatlichen Schwaben situiert ist, vielmehr Personen und Gefühle, die er mit ihnen verbindet, als „Heimat“ vermisst, als das er die örtliche oder naturspezifische Eigenheiten der heimatlichen Gegend vermisst. Während der Maulbronner Jahre wird diese Perspektive sich etwas ändern.

## 2.3 „Die Stille“

Das Gedicht „Die Stille“<sup>92</sup> wurde 1788 geschrieben, gerade um die Zeit Hölderlins erster Reise aus Schwaben hinaus. Auch in diesem Gedicht sind Personen und Situationen zum Gegenstand gewählt, jedoch wird hier aber auch der Ort des Geschehenen zum wichtigen Teil des Ganzen. Die Struktur ist vom antiken Odenmaße beeinflusst, und die 23 Strophen bestehen aus je vier kreuzgereimten Versen. Auch hier sind einige Reime durch die schwäbische Mundart bedingt. So zum Beispiel das Reimen von „flieht“ auf „Lied“ (8, 6), „Hülle“ auf „Stille“ (35, 33) und „wischt“ auf „ist“ (64, 62). Die Sprachbewegung ist aber leichter als in seinen früheren Texten, und wird von Beißner als „flüssiger“ und „regsamer“ beschrieben, „eine wirkliche und echte Weichheit und Schmiegsamkeit der Rhythmus“.<sup>93</sup>

---

<sup>92</sup> StA I, 1. S. 42-45. Einzelne Zeilen werden im Text mit Zeilennummer in Parenthese angegeben.

<sup>93</sup> StA I, 2. S. 362.

Jedoch treten nach diesem Intermezzo wieder „härter[e]“ und „starrer[e]“ Ausdrucksformen in der „Gebärde der Tübinger Hymnen“ zutage.<sup>94</sup>

Die ersten dreizehn Strophen sind in Präteritum geschrieben, und sind eine elegische Erzählung der Kindheit und des Elternhauses des lyrischen Ichs. Die ersten beiden Strophen stellen den Gegenstand des Gedichts dar; die Ruhe, oder Stille, die das Herz des Knaben entzückt (1) und ihn „dem Lärm der Thoren“ entrückt (3); „Dein, du Immertreue! sei mein Lied!“ (6). Die Situationsbeschreibung beginnt mit einem Bild von der heruntersehenden Abendsonne in der dritten Strophe, und verstärkt mit ihr „stiller Pracht“ (11) ein Gefühl von Ruhe und Stille. Die durch die Sonne ausgestrahlte „Himmelswonne“ (15) rührte zu Tränen: „Dein war sie, die Träne, die im Haine [...] mir entfiel“ (17, 19). Am Ende der fünften Strophe beginnt die Heimkehr „ins liebe elterliche Haus“ (20), und die geschätzte ruhige Wanderung gegen die fernen Kerzen. „[E]ndlich angekommen“ (25) genießt das lyrische Ich sein gesammeltes Gut unter die Geschwister auszuteilen. Wann er aber mit dem Abendessen fertig ist, sucht er noch einmal, wie hier in der neunten Strophe beschrieben, die Stille auf:

O! in meines kleinen Stübchens Stille  
War mir dann so über alles wohl,  
Wie im Tempel, war mirs in der Nächte Hülle,  
Wann so einsam von dem Thurm die Gloke scholl.

Hier wird die Stille einer kleinen Stube mit der Stimmung eines Tempels verglichen, und in die Nacht hinein träumt er von dem ruhigen Abend im Hain und dem friedlichen Gang nach Hause.

Mit den ruhigen, positiven Gefühlsbeschreibungen der bisherigen Erzählung, kommt es in der elften Strophe zu einem Bruch. Wenn das lyrische Ich seine Begegnung mit der Fremde beschreibt, werden härtere und anders konnotierte Wörter benutzt. Es ist „weggerissen [worden] von den [s]einen“ (41), es „irrte“ unter Fremden (43) und wurde dem „Weltgewirr“ preisgegeben. Der Kontrast zwischen der ruhigen, bekannten Heimat und der chaotischen Welt könnte hier kaum stärker betont sein, wo das Ich sich immer wehren muss und nie Gefühle zeigen darf. Zur Verstärkung dieses Bruches trägt das Lob der Stille und ihr heilender Charakter in den folgenden Strophen bei, wo sie immer „mit Mutterzärtlichkeit“

---

<sup>94</sup> StA I, 2. S. 362.

(46) den Jungen pflegt, „[w]ann er sich im Weltgewirre müdgerungen“ hat (47) und auch den Schwachen neuen Mut verleihen kann (52).

Die nächsten sechs Strophen betrachten die Gegenwart des Jünglings. Dieser Übergang wird durch das Adverb „jezt“ in Zeile 53 verdeutlicht. Das Ich lebt nicht mehr im Elternhaus, hat aber noch nicht ausschließlich negative Gefühle seinem neuen Alltag gegenüber. Die Dichter Ossian und Klopstock werden evoziert,<sup>95</sup> zudem sind auch einzelne Personen, erst „mein Mädchen“ (58) und später „mein Herzensfreund“ (66) als wichtige Beiträge zum Sinneszustand des Ichs erwähnt. Wenn der Jüngling mit seinem Mädchen zusammen ist, kann er Tränen vergießen, die ihm das „Mädchen von der Wange wischt“ (64), was einen freien Raum der Gefühle auch im „Weltgewirr“ ermöglicht. Der Freund geht ihm in „friedlichen Gefilden [...] zur Seite“ (65–66) und nimmt damit in der liebsten Wiederholungsaktivität des Ichs teil. Die beiden Situationen werden rückblickend als „die stille Freuden, / Die der Thoren wilder Lärm nicht kennt“ (73–74) zusammengefasst, und stellen wiederholt die Gemeinschaft mit besonderen Personen dar, um das Motiv zu zeigen, welches hier vielleicht auf den ersten Blick eher als Zugehörigkeit erkennbar ist, als Heimat. In der Fremde können Gemeinschaften so für ein heimatähnliches Gefühl sorgen, sowohl als Vorbereitung zum selbstständigen Leben als auch bei der Etablierung einer eigenen Heimat.

Der Übergang zu den letzten vier Strophen ist durch das „einst“ (77) deutlich bezeichnet, sie blicken in die Zukunft des Mannes. Das Gedicht beschreibt die „Stürme“ (77), die den Mann umgeben werden, und wie ihm vor Sorge „Furchen in die Stirne“ graben werden (80). Die einundzwanzigste Strophe ist fast ein Gebet, ein Imperativ, den Mann „aus dem Getümmel“ zu reißen (81), und ihn „in deinen Schatten“ zu hüllen (82), damit er im Leben auch mitten in Stürmen Ruhe finden kann. Die letzten zwei Strophen handeln von dem letzten „einst“, wenn alles zu Ende ist. Das Grab und die letzte Reise werden in der „Stille“ als Endziele bezeichnet, zu denen nur die Stille leiten kann, wenn sich nach den „trüben Stunden“ das Haupt „zur Erde neigt“ (85–85), das Herz „an tausend Wunden“ sich „mattgekämpft“ hat (86) und den Nacken von „des Lebens Last“ (88) gebeugt ist. Alles wird durch die letzten beiden Zeilen aufgehoben, wo „in dem willkommenen, ruhevollen Grabe / Aller Sturm und alter Lärm der Thoren schweigt“ (91–92).

---

<sup>95</sup> Vgl. die damals wichtigsten Vorbilder Hölderlins im biografischen Teil dieses Kapitels, 2.1.

„Die Stille“ stellt die Ruhe im Heimatlichen mit den kurzen Beschreibungen des chaotischen Weltgewirrs gegenüber, und lässt somit die Ruhe und Stille als eine Analogie zur Heimat erscheinen. Das Ziel des lyrischen Ichs ist es, zunächst sich selbst, danach die innere Ruhe des kindlichen Paradieses, wiederzufinden. Gleichzeitig wird die Möglichkeit zum heiteren Zusammensein mit den Geliebten, wie auch die Möglichkeit eines Rückzugs in die eigene, stille Stube dargestellt. Die „Rettung“ besteht darin, dass die eigene innere Ruhe, die das Ich ganz deutlich in besonderen Situationen wahrnimmt, ihn nie verlässt, sondern immer leichter erreichbar ist, wenn das Heimatliche nicht zu weit entfernt ist. Damit werden die Stille und die Erfahrungen von dieser Stille wichtige Kennzeichen des heimatlichen Gefühls.

## 2.4 Heimat in der Jugenddichtung

In diesen beiden Gedichten ist ein gemeinsamer Nenner sofort erkennbar, nämlich die Verehrung einer vergangenen Zeit, der Jugend oder Kindheit. Aus einer strengen Klosterschüleransicht ist es nicht unnatürlich, sich nach den früheren, freieren Tagen der ländlichen Heimat zu sehnen, doch kann eine direkte Verbindung zwischen Leben und Dichtung wohl nicht gezeichnet werden. Wie Gregor Wittkop in *Hölderlins Nürtingen* feststellt, sind die Beziehungen zwischen Poesie und Leben komplexer als die manchen Ähnlichkeiten zwischen den beiden Ebenen vorgeben können:

Hölderlin hat Lebenserfahrungen zum Gegenstand seiner Lyrik gemacht, die durch äußerste Konkretion frappieren. [...] Jedoch ist der Verlauf von Biographie und Werkgeschichte keineswegs kongruent, und kann es, aus ästhetischen Gründen, nicht sein: Im Gedicht ist das Ich nicht personal bestimmt, sondern ein Element der Komposition.<sup>96</sup>

Diese Betrachtung ist besonders für die Analyse von dem ersten Gedicht, „Die Meinige“, relevant, weil die Personen und Situationen, die darin zum Gegenstand gemacht sind, auch in Hölderlins eigenem Leben eine große Rolle gespielt haben. Trotz der vielen Parallelen zwischen Leben und Poesie gilt jedoch immer noch: „Selbst bei idealer Übereinstimmung der Daten von empirischem und lyrischem Ich bleibt ein kategorischer Unterschied der Funktion: *hier* handelt es sich um eine Person, *dort* aber um eine poetische Bedingung.“<sup>97</sup> Das wichtigste in dieser Aufgabe ist nicht, die Ähnlichkeiten zwischen dem lyrischen Ich und

<sup>96</sup> Wittkop. *Hölderlins Nürtingen*. S. 81.

<sup>97</sup> Ibid.

Hölderlins eigenem Leben zu erörtern, sondern das Motiv der Heimat in seinen Gedichten zu identifizieren und zu diskutieren, um dadurch dann, wenn möglich, eine Entwicklung der Konstitution der Heimat durch Hölderlins Dichtung zu beschreiben.

In dem Gebetsgedicht „Die Meinige“ ist, wie in der Einzelanalyse schon erwähnt, die Heimat etwas nicht ortsgebundenes, sondern als etwas relationales zu verstehen. Die Heimat wird hier vielmehr an Personen und Gefühle, die diese Personen wecken, angeknüpft, und ist deshalb nicht durch eine physische Anwesenheit bedingt, sondern ein Gefühl, das auch durch Erinnerungen hervorgerufen werden kann. Die endgültige Heimat ist dann mit der seelischen Ebene verknüpft, in dem Himmlischen, dem jenseitigen Leben in dem sich alle wiederfinden können und wieder zusammenleben können. Der pietistische Glaube ist hier deutlich in der Auferstehung gespiegelt, und das Verstehen von Heimat als ein emotionaler Begriff, der sich mit Vertrautheit und Ruhe assoziieren lässt, folgt der allgemeinen Bedeutung des Begriffs in der Romantik.<sup>98</sup>

Setzt man so „Die Stille“ in Zusammenhang mit dem, was aus dem vorigen Kommentar geschlussfolgert, sind mehrere Ähnlichkeiten deutlich. In beiden Gedichten wird auf Personen und Szenarien angespielt, die Parallelen in Hölderlins eigenem Leben finden, während das Heimatliche in beiden vielmehr von den daran geknüpften Gefühlen und Stimmungen abhängig ist, als von konkreten Bezügen. Ob der junge Hölderlin sein eigenes Leben in der frühen Dichtung weitgehend und viel gebraucht hat, weil er noch nicht viel von der Welt erfahren hatte, und deshalb vorzog über ihm Bekanntes zu schreiben, bleibt Spekulationen. Wittkop schreibt, dass Hölderlin öfter Lebenserfahrungen in seiner Dichtung benutzt, aber, dass konkrete Bezüge erst später in der Verfasserschaft vorkommen: „Besonders in den Gedichten nach 1800 tauchen die Namen von Freunden, Städten, ja von Straßen und Hügeln auf“.<sup>99</sup> In den frühen Gedichten aber, sind die örtlichen Bezüge weitgehend anonymisiert, sodass nur diejenigen, die Details zu ehemaligen Wohnorten der Familie Hölderlins kennen, Linien zwischen Ort und Dichtung zeichnen können. Eine Ausnahme hiervon ist die Beschreibung der Szene der jungen Brüder am Neckarstrand. Wo er sich sonst auf die Verbindungen zwischen Leben und Dichtung konzentriert, geht es hier um die Personen selbst. Die Einführung von konkreteren und geschichtlichen Angaben führt im Fall Hölderlin oft zu einer weiteren Erschwerung des Verhältnisses zwischen Leben und Lyrik. Auf das

---

<sup>98</sup> Vgl. dazu Kapitel 1.2: Zum Begriff Heimat.

<sup>99</sup> Wittkop, *Hölderlins Nürtingen*. S. 81.

Heimat-Motiv bezogen, bedeutet dies, dass es oftmals schwierig ist, die Grenze zwischen dem Realen und dem Poetischen zu ziehen. Wie sich dieser Übergang in späterer Dichtung weiter entwickelt und dabei verwischt oder deutlicher wird, soll eine zusätzliche Dimension in den folgenden Kapiteln sein. Wieder aufgegriffen wird dieser Aspekt auch in der abschließenden Zusammenfassung zur Entwicklung des Heimat-Motivs in Hölderlins Dichtung.

# 3 Die Tübinger Zeit

Im vorigen Kapitel haben wir die ersten Lebenserfahrungen des jungen Hölderlin, seine Familie und seine Schulzeit dargestellt. Die Heimat wurde sowohl auf Grundlage seiner biografischen Daten als auch exemplarisch anhand zweier ausgewählter Gedichte diskutiert, um darin ein Bild dessen zu finden, was für Hölderlin *Heimat* hieß – zu einem Zeitpunkt, als er noch keine großen Erfahrungen mit der Fremde gemacht hatte. In diesem Kapitel werden die neuen Erlebnisse, die Hölderlin während der Tübinger Zeit (1788–1793) erfahren hat, und die Entwicklung seiner Dichtung in der Begegnung mit neuen Personen und Gedanken untersucht.

## 3.1 Der Stiftler

Kurz nach Hölderlins erster Reise in die Schweiz zog sein Jahrgang aus Maulbronn in den Tübinger Stift ein, um dort die dritte und letzte Stufe des Theologie-Studiums zu absolvieren. Die erste Erfahrung von Fremde, die die Reise betrifft, und die dadurch ermöglichte Gelegenheit, seine eigene Heimat zum ersten Mal richtig von außen zu betrachten, leitet für Hölderlin eine neue Phase seiner Verfasserschaft ein. Vor allem bekannt aus den Tübinger Jahren sind seine Hymnen, die Themen wie Freundschaft, Schönheit und Freiheit behandeln. Sie sind hochmutig, und in den Hymnen werden ziemlich abstrakten Ideen dargestellt. In dieser Periode wird auch die Grundlage für Hölderlins zunehmende Befassung mit den Idealen der Französischen Revolution, dem griechischen und antiken Erbe und dem Vaterländischen gelegt. Neue Eindrücke durch ein erweitertes und anders bedingtes Curriculum als in den früheren Schuljahren, zusammen mit dem Einfluss neuer Freunde, führten zu einer intellektuellen Blüte, und es war eine Zeit, in der er intensiv im Augenblick lebte. Dies führte unter anderem möglicherweise zum Ende der Korrespondenz mit seinem Freund Immanuel Nast: Gunter Martens zufolge wurde Hölderlins Aufmerksamkeit jetzt völlig den neuen Freundeskreis zuteil.<sup>100</sup>

Diese neuen Freunde waren vor allem Rudolf Magenau, der Hölderlin schon aus Maulbronn kannte, und dessen Freund Christian Ludwig Neuffer, mit denen Hölderlin einen Freundschafts- und Dichterbund stiftete. Nach der Gründung des sogenannten „Aldermannsbundes“ im März 1790 trafen sich die Freunde ziemlich regelmäßig, und lasen

---

<sup>100</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 39.

Gedichte und theoretische Aufsätze zu einem vorherig ausgemachten Thema vor.<sup>101</sup> Die Gefühle waren heftig und die Gemeinschaft stark, während der Zeit als die drei sich gemeinsam das Leben im Stift erträglich machten.

Wie in seiner bisherigen Schulzeit bekam Hölderlin gute Noten. Besonders wichtig waren seine guten Leistungen im Fach Philosophie, welche eine Grundvoraussetzung für das weitere Studium der Theologie waren. Die guten Resultate und inspirierenden Freundschaften genügten dem jungen Dichter jedoch nicht. Seine bereits in der Maulbronner Zeit begonnenen Zweifel an dem vorherbestimmten Berufsweg verstärken sich nach dem Einzug in das Tübinger Stift. Die verschiedenen neuen Impulse, und nicht zuletzt der Beruf seines eigenen Vaters, hat Hölderlin eine Neigung zum Jurastudium gegeben, welche Anfang seiner Tübinger Jahre besonders stark wurde. Nach kurzer Zeit hat er genug Mut gefasst, um der Mutter davon zu erzählen. Er schrieb seiner Mutter von seinen Bedenken über das Theologiestudium, sowie seinen Gedanken und erdachten Argumenten zum Jura, aber „[n]ach Auseinandersetzungen mit seiner Mutter steckte H[ölderlin] zurück“, und konzentrierte sich weiter auf das Theologiestudium in Tübingen.<sup>102</sup>

Trotz dieser und ähnlicher Auseinandersetzungen mit der Mutter, ist während der Tübinger Stiftzeit in seinen Briefen ein zunehmend engerer Kontakt zwischen Hölderlin, seiner Mutter und seinen Geschwistern zu erkennen. Um diesen Austausch zu pflegen, hat er jede Möglichkeit genützt, nach Nürtingen zu fahren. Hierzu zählten auch zusätzliche „Sonderurlaub[e]“ aus „Krankheitsgründen“.<sup>103</sup> Die Sehnsucht nach dem Heimatlichen ist hier jedoch als lyrisches Motiv zunehmend schwieriger zu finden, und gegen Ende der Periode sogar abwesend. Nur in dem früh geschriebenen „Einst und Jetzt“<sup>104</sup> ist ein durchgängiger Heimatbezug erkennbar (wie es in der Interpretation gezeigt werden soll), danach wird die Heimat nur in Einzelstrophen oder –Linien erwähnt.

Die Gedichte aus der Tübinger Zeit befassen sich vielmehr mit anderen Themen. Einige der Themen sind hier schon aus jüngeren Jahren bekannt, während jetzt zusätzlich neue Themenkomplexe hervortreten, welche der Erweiterung seines Lebensraumes folgen. Die Liebesgedichte, die in der Maulbronner Zeit an „Stella“ (sein lyrischer Name für Louise Nast) gerichtet wurde, schrieb Hölderlin bald eher an „Lyda“ (Elise Lebret). Die Heimat wird wie

---

<sup>101</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 40.

<sup>102</sup> Op. cit. S. 32.

<sup>103</sup> Op. cit. S. 37.

<sup>104</sup> StA I, 1. S. 95-96.



oben erwähnt in „Einst und Jetzt“ behandelt und taucht danach für eine Periode nur in kürzeren Teilen größerer Projekte auf, während Hölderlin immer weitere, neue Themen in seinen Gedichten darstellt. Durch den klopstockschen „Aldermannsbund“ mit Neuffer und Magenau, und besonders die Bekanntschaft mit der griechischen Mutter Neuffers, hatte Hölderlin angeblich seine ersten Begegnungen mit der Antike. Nach dem Auszug Magenau und Neuffers im Sommer 1791, musste Hölderlin neue Freunde finden. Von neuer Bedeutung wird hier Georg Friedrich Wilhelm Hegel (1770–1831). Die beiden setzten sich viel mit dem Gedanken des „Hen Kai Pan“, das „Eins und Alles“ von dem Pantheismus auseinander, was jedoch für die theologische Zukunft der beiden Freunde auf verschiedenen Weisen problematisch werden konnte. Die Begegnung mit dem Pantheismus und dem pietistischen Glauben, forderte fundamentale und scheinbar unlösbare Fragen.<sup>105</sup> Zur Lösung dieser Problematik zeigte sich Leibniz als eine wichtige Inspiration, zudem brachte Hegel auch Rousseau in die Diskussion hinein. Neben Hölderlin und Hegel kam Friedrich Schelling als dritter in diesen zweiten Freundschaftsbund.<sup>106</sup> Das Gedankengut der Französischen Revolution kam zu jener Zeit nur stufenweise nach Tübingen, was, gemessen an den aktuellen Phasen des Geschehens in Frankreich, etwas verspätet war.<sup>107</sup> Die vielen neuen Einflüsse, vom Studium, Bekanntschaften und Freundschaften, und schließlich auch dem Einwirken des geschichtlichen Geschehens auf Hölderlins täglichem Leben, haben natürlich einen großen Teil seiner Konzentration und Interesses eingenommen. Es ist dennoch auffällig, dass die Heimat – die ja in dieser Periode offenbar sehr wichtig war für Hölderlin<sup>108</sup>, so wenig in der Dichtung widerspiegelt wird.

Nach seinem abgeschlossenen Studium nahm Hölderlin keine Pfarrer-, sondern eine Hauslehrerstelle an, welche ihm von Schiller vermittelt wurde. Das Jahr bei der Familie Charlotte von Kalbs in Waltershausen gab Hölderlin eine weitere Chance, die Heimat aus der Ferne zu entdecken. Wir kommen noch darauf. In diesem Kapitel wird als erstes das Gedicht „Einst und Jetzt“ aus der frühen Tübinger Zeit im Vergleich zu der späteren „Hymne an die Freiheit“ erörtert, um eine Antwort auf die Frage zu geben: Wo ist eigentlich die Heimat in der Tübinger Zeit? Um dieses Verfahren in einen kontextuellen Rahmen zu stellen, wurde

---

<sup>105</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 50-51.

<sup>106</sup> Op. cit. S. 51.

<sup>107</sup> Op. cit. S. 45.

<sup>108</sup> Vgl. etwa der früher erwähnte verstärkte Kontakt zur Mutter und zu den Geschwistern, nach Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 37.

zuerst ein kurzer biografisch-historischer Überblick über die wichtigsten Einzelheiten des Leben Hölderlins während dieser Periode gegeben.

## 3.2 „Einst und Jezt“

„Einst und Jezt“<sup>109</sup> handelt von dem verlorenen Paradies der Kindheit. Das Gedicht ist in alkäischen Strophen, die je vier Verszeilen enthalten, geschrieben.<sup>110</sup> Von den Versen, die alle reimlos sind, sind zwei elfsilbig, einer neunsilbig und einer zehnsilbig; ein Versmaß, das sich im Deutschen erstmals bei Friedrich Gottlieb Klopstock zeigte, und später vor allem bei Hölderlin nachgebildet wurde.<sup>111</sup> Eine triadische Struktur, in der die neun Strophen in drei Gruppen von je drei Strophen eingeteilt werden können, dient dazu, das Thema deutlicher darzustellen und die Kontraste zwischen dem „Einst“ und dem „Jezt“ festzulegen. In diesem Zusammenhang ist nicht nur der temporale Kontrast zwischen den verschiedenen Zeiten wichtig, sondern auch der lokale zwischen Heimat und Ferne.

In der ersten Triade (den ersten drei Strophen) wird das Thema angekündigt. Die ersten beiden Zeilen beginnen beide mit einem „einst“ und erzählen von glücklicheren, oder jedenfalls ruhigeren Zeiten, als das Herz „wie die Wallungen des Bächleins“ (3) schlug. Die zweite Strophe wiederholt noch einmal das „einst“, bevor die Beschreibung vom „Vaters Schoose“ (5) zum „Würger“, der den Pfeil „schnellte“ (7–8) gedreht wird. In der letzten Strophe der dreiteiligen Einleitung kommt ein Ausbruch, der an die „gerechte Vorsicht“ gerichtet ist, „so bald“ der Sturm begann. Das lyrische Ich sieht eine gewisse Undankbarkeit in seiner Kindheit, eine fehlende Anerkennung des Wertes der „Stunden des Spiels und des Ruhelächelns!“ (12). Die ersten drei Strophen zeigen so einen Gegensatz zwischen den Erinnerungen eines Kindheitsparadieses und dem gegenwärtigen Leben des Ichs, der in den folgenden zwei Triaden verdeutlicht und weiter differenziert wird.

Der mittlere Teil, die drei Kernstrophen des Gedichts, besteht aus Erinnerungen, dem Rückblick auf das „einst“. Das lyrische Ich sieht zurück, auf das „damals“, einen „herrliche[n] Augenblick“ (13). Die Erlebnisse von damals werden stark betont, durch die zwei ersten Strophen dieses Teils. Dies geschieht, durch ein sechsmal wiederholtes *da*, was als eine verdeutlichende Weiterführung der drei „einst“ der entsprechenden zwei Einleitungsstrophen

---

<sup>109</sup> StA I, 1. S. 95-96. Einzelne Zeilen werden im Text mit Zeilennummer in Parenthese angegeben.

<sup>110</sup> StA I, 2. S. 397.

<sup>111</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 22-23.

aufgefasst werden kann. Der gemeinsame Nenner für die sechs ist, dass die Verszeilen alle auf eine vergangene Idylle anspielen, die auf dem Land erlebt wurde. Der wiederholte Gebrauch von „da“ schafft eine deutliche Distanz zu den idyllisierten Begebenheiten, und scheint zugleich einen Hauch von Verlorenheit zu verleihen; „da füttert ich mein Hünchen, da pflanzt’ ich Kohl / Und Nelken“ (14–15), und in der nächsten Strophe;

Da sucht’ ich Maienblümchen im Walde mir,  
Da wälzt’ ich mich im duftenden Heu’ umher,  
Da brokt’ ich Milch mit Schnittern ein, da  
Schleudert’ ich Schwärmer am Rebenberge. (17–20)

Durch diese Strophen werden auch Beispiele für die Fähigkeiten genannt, die damals zusammen mit den „Gespielen meiner Einfalt“ (22) gelernt wurden, weil sie immer irgendwo „stürmten“ (22) und aktiv an allem teilnahmen.

Als Gegensatz zu der bisherigen Verehrung des „einst“, setzten sich dann die Schlussstrophen, als das Jetzige, als Gegenwart, durch. Dieser Wandel ist deutlich durch das anfängliche „Jezt“ gezeigt (25), und wird auch durch den allgemeinen Ton dieses Teils verstärkt. Das lyrische Ich spricht hier ein „Du“ an, „den sehnenden Jüngling“ (28), und meint, dass er seine Träume und Hoffnungen lieber liegen lassen sollte; „sie gehn vorüber!“ (28). Diese Überzeugung von der Terminalität der glücklichen Zeiten wird bis in die Leugnung und Vertreibung deren Existenz getrieben, wobei der Jüngling „[z]urück [...] in die Zelle“ getrieben wird (29). Die Wirklichkeit des Jünglings, die früheren Träume, haben in der jetzigen Zeit, dem jetzigen Leben, keinen Platz mehr und repräsentieren vielmehr die gescheiterten Ideale der Jugend. Die „Zelle“ soll hier nicht an eine tatsächliche Zelle, oder gar an einen geschlossenen Raum des Gehirns erinnern, sondern an einen Erinnerungsraum der Zeiten der ersten Enttäuschungen. Es geht um einen Ort des Gedächtnisses,<sup>112</sup> der eine Zusammengehörigkeit für die Bewohner schafft und sie damit zu einer Gruppe zusammenwachsen lässt, in welchem der Jüngling dicht mit einer besonderen Erfahrung verknüpft worden ist.<sup>113</sup> Die letzte Strophe des Gedichts legt fest, dass die vergangene (goldene) Zeit für das lyrische Ich verloren ist. Dies zeigt sich im zweimaligen „Lebt wohl“,

---

<sup>112</sup> Vgl. zum Verortung des Gedächtnisses Csáky, Moritz. „Altes Universitätsviertel. Erinnerungsraum, Gedächtnisort“ In: Csáky, Moritz und Stachel, Peter (Hrsg): *Die Verortung von Gedächtnis*. Wien: Passagen. 2001. S. 257-277, besonders S. 257f.

<sup>113</sup> In „Ein Fest in den Hütten der gastlichen Freundschaft“ benutzt auch Roland Berbig die Räumlichkeit, im Bezug auf *Hyperion* insbesondere, um das Verhältnis zwischen Heimat und Freundschaft darzustellen, zum Beispiel mit dem Gegensatz von dem Offenen und dem Freien (S. 164).

an erster Stelle für die „güldnen Stunden vergangener Zeit“ (33), anschließend in „ihr Spielgenossen“ (35), und zuletzt im bitterlichen Ausruf des Endverses: „Weint um den Jüngling, er ist verachtet!“ (36). Binder seufzt darüber: „Aber wieder der pathetisch-weltschmerzliche Schluß“<sup>114</sup>. Es gibt hier keinen Raum mehr in der Welt für den idealistischen Jüngling, welcher jetzt nur noch als Erinnerung ein Teil der Welt ist, was als ein existenzialistisches Problem gedeutet wird, im Sinne von der romantischen Idee von „Weltschmerz“.<sup>115</sup>

Der Kontrast zwischen der damaligen ländlichen Idylle in den Kernstrophen und dem die letzte Triade einleitenden Ausbruch „Jezt wandl' ich einsam an dem Gestade hin!“ (25), stellt die Auseinandersetzung der ländlichen Heimat mit der städtischen Fremde dar. In der Begegnung mit der Stadt, um darin überhaupt leben zu können, müssen die kindlichen Hoffnungen fest ausgeschlossen werden. Wenn sie aber so in einem geschlossenen Raum des Gehirns vertrieben sind, und je länger dieser Raum geschlossen gehalten wird, desto kleiner ist aber die Chance, jemals die Träume der Jugend zu verwirklichen. Die Hoffnung auf eine Wiederkehr jener goldenen Zeit ist in „Einst und Jezt“ schon verloren und die Kinderträume verbleiben unverwirklicht. Der Gesellschaft hat diese Träume und Hoffnungen gewürgt, weshalb der Jüngling „verachtet“ (56) ist, er hat keine Glaubwürdigkeit den modernen, städtischen Menschen gegenüber (von welchen auch das lyrische Ich in dem „Jezt“-Teil eingegliedert worden ist, wenn auch nicht völlig freiwillig). Das Kind oder der Jüngling steht im Gedicht als ein Medium der Erinnerung, der unerfüllten Hoffnung, und der restlichen Teile eines Heimatgefühls. Der Kontrast liegt in der Gemeinsamkeit des früheren Landlebens, zwischen der ruhigen Heimat und der Einsamkeit der Gegenwart in der modernen Zeit im immer gewöhnlicheren Stadtleben. Auch die neuen Erfahrungen von Fremde, welche den Ich sich gemacht hat, lassen sich hierin erahnen, und das Bild des Gestades wandelt sich von der ersten zu der der siebenten Strophe, von der Beschreibung der ruhigen, besänftigenden Effekt der Wallungen, zum späteren einsamen Wandeln. So wird die Heimat, und die Beziehungen dazu durch das geänderte Bild dargestellt, die durch die Strophen und inhaltlichen Teilen vermittelt werden.

---

<sup>114</sup> Binder. „Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung“. S. 56.

<sup>115</sup> Der Begriff „Weltschmerz“ ist auf den Romantiker Jean Paul (1763-1825) zurückzuführen, und wird bei Duden so definiert: „die seelische Grundstimmung prägender Schmerz, Traurigkeit, Leiden an der Welt und ihrer Unzulänglichkeit im Hinblick auf eigene Wünsche, Erwartungen.“

### 3.3 „Hymne an die Freiheit“

Unter dem Titel „Hymne an die Freiheit“ hat Hölderlin zwei Gedichte hinterlassen. Im Gegensatz zu einigen anderen gleichgenannten Gedichten, sind diese zwei nicht zwei Fassungen desselben Gedichts, sondern zwei selbstständige Gedichte, die eine gewisse Ähnlichkeit in Struktur und Thema aufweisen. Diese beiden, zusammen mit anderen Hymnen der Tübinger Zeit, zeigen, dass Hölderlin jetzt weniger dem Heimatlichen und dem Vertrauten nachjagt, sondern den Idealen und Versprechungen der Freiheit und der Welt. Vielleicht hängt es damit zusammen, dass er durch die Freundschaften und die weitere Ausbildung im Stift mehr damit bekannt wurde, was sich außerhalb seines unmittelbaren Lebensraumes und bisherigen Rahmens befand. Für die Erörterung wurde hier die jüngere der zwei Fassungen ausgewählt. Sie steht repräsentativ für die Hymnik der Tübinger Zeit und, aufgrund des darin enthaltenen Ausdrucks der Freiheit, und dem damit verbundenen Ausbruchsdrangs, sowie dem Fernwehs, als ein Teil des Heimat-Motivs bei Hölderlin. Die Dialektik Heimat – Fremde, und natürlich Heimweh – Fernweh, kann durch eine gewisse Freiheit ermöglicht werden. Ob die Heimat in der „Hymne an die Freiheit“ jedoch tatsächlich eine Rolle spielt, muss durch die Interpretation untersucht werden.

Hier ist die jüngere Hymne an die Freiheit, „Wonne säng’ ich an des Orkus Thoren...“<sup>116</sup> zum Gegenstand gewählt, und wie auch die ältere Hymne mit demselben Titel („Wie den Aar im grauen Felsenhange...“<sup>117</sup>), ist sie in dem damals sehr beliebten Silbenmaß gehalten, welches unter anderem auch in der „Hymne an die Göttin der Harmonie“ benutzt wurde. Die achtmal fünffüßige Trochäen, kreuzgereimt mit klingenden und stumpfen Ausgängen in regelmäßigem Wechsel, „stellt eine ausnehmend bevorzugte Strophe dar“, so Friedrich Beißner<sup>118</sup>, die konsequent durch die sechzehn Strophen der Hymne hinweg benutzt wird. Der etwas lockere Umgang mit Reimen in den Schülergedichten wird jetzt durch eine durchkomponierte Ganzheit ersetzt, die wenig dem Zufall überlässt. Das gilt vor allem für die formale Komposition, wird aber auch im Inhaltlichen nicht vernachlässigt.

Die ersten drei Strophen bilden eine hochmutige Einleitung, mit einem Beginn, der nach Beißner so zu verstehen ist, dass das große Erlebnis des Dichters, „vor tausenden erkoren, / [s]einer Göttin ganze Göttlichkeit“ zu sehen (3–4), zuteil geworden ist, „ihn so erhoben [hat],

---

<sup>116</sup> StA I, 1. S. 157-161. Einzelne Zeilen werden im Text mit Zeilennummer in Parenthese angegeben.

<sup>117</sup> StA I, 1. S. 139-142.

<sup>118</sup> StA I, 2. S. 438.

daß er selbst im finstren *Orkus*, käme er je dorthin, *Wonne* singen und die *Schatten*, die dort ein freudloses Dasein führen, die *Trunkenheit* der Freude lehren wurde.“<sup>119</sup> So wird die erste Strophe eine Beschreibung des Staunens, welches durch den Anblick eines „geliebte[n] Wunder[s]“ befördert wurde. Die folgende Strophe fährt mit einer Schilderung der Wirkung dieser Göttlichkeit an anderen Geschöpfen fort, wie durch die Augen des Ichs gesehen. „Falk und Aar“ (10) senken ihre Flügel, ohne an ihren Raub zu denken, und „getreu dem [...] Zügel / Schritt vor [der Göttin] ein trozig Löwenpaar“ (11–12), sie verleugnen alle damit ihr „eigentümliches Wesen.“<sup>120</sup> Vor der Ehrfurcht, die die Gottheit einflößt, schwanden selbst „die kühnen Boreasse“ (15), und in dieser harmonischen ehrfürchtigen Stille wurde die Erde „zum Heiligtum“ (16). In der dritten und letzten einleitenden Strophe tritt das Ich wieder auf. Der Übergang zur Ansprache der Göttin wird durch die persönliche Erfahrung des Ichs dargestellt, als eine göttliche Handlung „zum Lohne treuer Huldigungen“ (17), die es jetzt mit der Welt teilen möchten.

Die folgenden sechs Strophen bestehen von der direkten Ansprache der Göttin. Interessant ist der Übergang von „Hört, o Geister, was die *Mutter* sprach“ (24, meine Aushebung) zum „Von der Jugend kühner Lust betrogen / Nannt’ ich mich der Freiheit Königin“ (27–28). Nicht nur, also, sieht das lyrische Ich die Göttin als eine Mutterfigur, sondern ist sie eine selbsternannte Gottheit – betrogen von der Lust war sie, aber gegenüber der „Vernichtungsstunde / Zügelloser Elemente“ (29–20) kann „die Unermeßlichkeit“ (32) nur ihr „Gesetz“ (32) zur Hilfe berufen. Die Elemente können eine Kraft der Vernichtung werden, wenn sie nicht geregelt werden, zum Beispiel durch das Gesetz der Göttin. In den folgenden Strophen wird dieses Gesetz erörtert, als das, was nicht „zartes Leben / Kühnen Muth, und bunte Freude“ tötet (34–35), sondern Pflicht und Recht fördert. Es gibt keine physische Macht, die Donner, Meere oder Sternenlauf von ihren Wegen abhalten kann, und diesen Gesetz der Unermesslichkeit findet in den Sternbildern der siebten Strophe seinen Ausdruck.<sup>121</sup> Aus dem „Chaos“ (25) ist ein Kosmos geworden, eine Regelmäßigkeit: „Die gefährdete *Vernichtungsstunde* (V. 29) ist nicht erschienen“<sup>122</sup>, und die Welt kann jetzt, „Treu der Liebe seeligen Gesetzen [...] ihr heilig Leben frei“ leben (47–48). Das Glück ist einer vorübergefahren, der Mensch ist „mit der Hölle Schmach“ gezeichnet (62), er war „das göttlichste der Wesen“ (65), trägt aber noch immer „der Heldenstärke Spur“ (68). So ist also

<sup>119</sup> StA I, 2. S. 461, Aushebungen von Beißner.

<sup>120</sup> Ibid.

<sup>121</sup> Vgl. dazu Beißners Stellenkommentar, StA I, 2. S. 462.

<sup>122</sup> StA I, 2. S. 462.

das Chaos nicht völlig durch das Gesetz der Unermesslichkeit ins freie Leben alles Irdischen geworden, und die Göttin der Freiheit schließt ihre Ansprache mit einer Mahnung ab:

Eil', o eile, neue Schöpfungsstunde,  
Lächle nieder, süße güldne Zeit!  
Und im schöner'n, unverletzten Bunde,  
Feire dich die Unermeßlichkeit. (69–73)

Für die letzten sieben Strophen ergreift das lyrische Ich noch einmal das Wort, um die Besonderheiten der göttlichen Mahnung zu erklären, und den Menschen wieder Hoffnung zu geben, dass auch sie irgendwann Teil an dieser Freiheit, die aus dem Chaos gewachsen ist, werden können. Denn das, was heute untergeht, steht morgen „in neuer Blüte da“ (89) und „Aus Zerstörung wird der Lenz geboren (90). Hier kommt zum ersten Mal deutlich zur Ausdruck, dass auch der Dichter eine „neue Schöpfungsstunde“ (69) als eine Möglichkeit sieht, und ganz konkret wird hier eine geänderte Meinung des Dichters formuliert, denn an „die Stelle der Überzeugung von einer harmonische Entwicklung tritt die Auffassung, daß eine bessere Zukunft sich nur aus einem chaotischem Prozess entwickeln könne“<sup>123</sup>. In dieser Strophe liest Christopher Prignitz eine „neue Gewissheit“ Hölderlins hinein, worin das Geschehen der Revolution eine Kernrolle spielt: „Die Vernichtung des Alten ist, auch wenn sie in teilweise chaotischer Form verläuft, die Vorbedingung für das Kommende.“<sup>124</sup> Im Gedicht setzt sich so ein „Ansatz zu einer neuen, kritischen Verständnis der Realität“ ab.<sup>125</sup> Diese neue Weltanschauung wird sich nicht nur in der Tübinger Zeit, sondern auch in Hölderlins weiterer Dichtung widerspiegeln. Das Weltgewirr („Die Stille“, 27) ist jetzt nicht grundsätzlich negativ, sondern eine notwendige Voraussetzung, wie das Chaos, im Werden des Neuen.

Die letzten Strophen sind fast prophetisch in ihren Beschreibungen der neuen Weltordnung: „Aus den Himmeln steigt die Liebe nieder [...] Und des Vaterlandes Rächer wallen / Im Triumphe nach der bessern Welt“ (113, 119–120). Die letzte Strophe singt von der Befreiung des Selbst:

---

<sup>123</sup> Prignitz, Christopher. „Friedrich Hölderlin – Ideal und Wirklichkeit in seiner Lyrik.“ In: *Oldenburger Universitätsreden*. Nr. 39. Oldenburg. 1990. S. 15. URL: <http://oops.uni-oldenburg.de/1206/> [Stand 12.07.13]

<sup>124</sup> Op. Cit S. 16.

<sup>125</sup> Ibid.

Lange schon vom engen Haus umschlossen,  
Schlummre dann in Frieden mein Gebein! –  
Hab' ich doch der Hofnung Kelch genossen,  
Mich gelabt am holden Dämmerchein!  
Ha! und dort in wolkenloser Ferne,  
Winkt auch mir der Freiheit heilig Ziel!  
Dort, mit euch, ihr königlichen Sterne,  
Klinge festlicher mein Saitenspiel! (121–128)

In der jüngeren „Hymne an die Freiheit“ erscheinen klare Beziehungen zur Französischen Revolution und deren Freiheitsideal. Das Gesetz der Freiheit ist im Sinne eines Kantischen Sittengesetzes<sup>126</sup> durchaus spürbar. Jene Beziehung zur Französischen Revolution wird zum Beispiel durch eine Andeutung der Aufhebung von Privilegien geschaffen, wenn in der vierzehnten Strophe „nimmermehr Gewinn“ (106) aus der „guter Götter Schoose“ (105) dem tatenlose „Stolze“ (106) zu Teil werden soll. Die ältere Hymne mit demselben Namen gibt dagegen dem äußeren Gesetz des Zwanges mehr Raum, in welchem „das zarte Leben“ getötet werden müsse.<sup>127</sup>

Wie Christopher Prignitz, meint auch Wolfgang Binder einen Bruch zwischen den frühen und älteren Gedichten der Tübinger Zeit zu erkennen. Die zweite Hälfte Hölderlins Zeit im Tübinger Stift ist eine Zeit von großen Gefühlen und Idealen, für die angenommen werden kann, dass die Heimat nicht länger genügender Gegenstand für das junge Dichterherz war.<sup>128</sup>

Zum Thema Heimat-Motiv muss festgestellt werden, dass in der Tübinger Zeit nur selten konkrete Bezüge vorkommt. Die Landschaft der Hymnen ist überwiegend von einer sehr generellen Natur, die zugleich überall und nirgendwo sein kann. Die Gegenstände der Gedichte, die darin „gefeierte Mächte [...] durchströmen eine Welt, die unter ihrem Anhauch transparent und uncharakteristisch wird.“<sup>129</sup> Das stille Paradies der Kindheit, Erinnerungen an das Leben im Unschuld, Ruhe und Liebe, kommen nicht einmal in Form einer Negation vor.

---

<sup>126</sup> Kant, Immanuel. *Kritik der praktischen Vernunft*. 1788. S. 30: „Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte.“ Seiner Sittengesetz wurde schon in Kants *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* (1785) vorgestellt, in *Kritik der praktischen Vernunft* weiterentwickelt in das kategorische Imperativ. Die Vernunft ermöglicht uns, das Sittengesetz zu erkennen. Eine Handlung aus Pflicht ist so eine Handlung aus Achtung für das Gesetz, und die Sittlichkeit hängt mit dem Handeln nach Maximen, d.h. subjektiven Verhaltensregeln, die für allgemein gelten können.

<sup>127</sup> StA I, 2. S. 460-461.

<sup>128</sup> Binder. „Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung“. S. 60.

<sup>129</sup> Ibid.



Trotz der Benennung der Göttin als „die Mutter“, ist die Freiheit hier nicht durch einem Ausbruchsdrang von zu Hause konstituiert, sondern als ein Gegensatz zum Chaos, zu den Bänden des Lebens, die Erlösung aus dem Weltgewirr, das den unschuldigen Dichter in der Fremde begegnet, der nicht länger das Problem, sondern Teil der Lösung geworden ist. Die „Hymne an die Freiheit“ besingt also die Freiheit der Gesellschaft, oder die Freiheit von der herrschenden Gesellschaftsstruktur, durch die Idealen der Französischen Revolution. Dieses Bild ist es, das in der „Hymne an die Freiheit“ gegeben wird, nicht das der Freiheit eines aufwachsenden Jünglings, der seine Heimat verlässt und sein Leben jetzt selbst, frei von seiner Familie und heimatlichen Bänden, schaffen sollen, wie die Heimat in der Romantik sonst dargestellt wird, zum Beispiel von Andrea Bastian.

### 3.4 Heimat während der Stiftzeit

Wie schon in der Einleitung dieses Kapitel betont, ist die Heimat in Hölderlins lyrischem Schaffen der Tübinger Zeit nicht immer deutlich präsent. Wenn man Roland Berbig<sup>130</sup> liest, kann zwar das Heimat-Motiv weithin durch das der Freundschaft als anwesend betrachtet werden, es soll aber in Frage gestellt werden, ob Berbigs These vom Zusammenhang zwischen den beiden Motiven gut genug begründet ist, und die beiden tatsächlich eine so starke gegenseitige Ersetzbarkeit aufweist. Der gleichzeitige, durch Briefen und Reisen ins Heimatliche Nürtingen intensivierte Kontakt zur Mutter und den Geschwistern kann Berbigs These – aber auch eine Gegenthese darauf – unterstützen. In den späteren Gedichten dieser Zeit wird allerdings das Abstraktionsniveau so hoch, dass auch die Freundschaft in der Dichtung weniger ausgeprägt vorkommt.

In „Einst und Jetzt“ ist die Heimat generell auf das Landleben, und speziell auf den sehnenenden Jüngling ausgerichtet. Es ist jedoch eine Heimat, die verlorengegangen ist. Die Erlebnisse des jüngeren Selbst stehen als ein Bild der verlorenen Zeit der idyllischen Heimat der Kindheit. Dabei halten sich die Beschreibungen ziemlich generell und deuten deshalb auf variierte Realitäten, so also nicht nur die ursprüngliche Heimat des Dichters. Die „Vergoldung von Vergangenheit und ‚Heimat‘“ meint Andrea Bastian in der „Erkenntnis des endgültigen Verlustes des Vergangenen“ zu erkennen.<sup>131</sup> Damit wirkt das kurze Gedicht weit über seine Grenzen hinaus. Dies geschieht durch den Gegensatz vom damaligen „Einst“ und dem

---

<sup>130</sup> Berbig. „Ein Fest in den Hütten der gastlichen Freundschaft“. S. 157-175.

<sup>131</sup> Bastian. *Der Begriff Heimat*. S. 182.

gegenwärtigen „Jetzt“, welche eine vielsagende Dichotomie zwischen Erinnerung und gegenwärtiger Wirklichkeit ausstellt, ganz im Sinne von „früher war alles besser“. Wie in den Schülergedichten ist in „Einst und Jetzt“ eine deutliche Verehrung der Zeit der Jugend oder Kindheit erkennbar. Sie wird hier jedoch nicht im Jenseitigen aufgelöst, wie es in „Die Meinige“ und „Die Stille“ gesehen wurden, sondern in der Vertreibung des Jünglings sowie seiner Ideale und Träume, in dem Versuch, sich an die neue Welt zu gewöhnen. Das Weltgewirr ist jetzt nicht länger etwas zu vermeidendes, sondern etwas, woran man sich anpassen sollte. Dies zeigt eine gewisse Entwicklung in Richtung neuer Idealen und neuer Einflüssen. Die Lösung ist nicht im Jenseitigen zu suchen, sondern in den Menschen selbst.

Der große Unterschied zu der „Hymne an die Freiheit“, wie auch zu den anderen Tübinger Hymnen, ist der Mangel an Heimatbezügen. Die „enthusiastische Prophetie“<sup>132</sup> der Hymnen übertönt generell die konkreteren Aspekte und faktischen Lebenserfahrungen, und beflügelt die revolutionären und idealistischen Gedanken des Studenten, insofern, als dass die früheren Lebenserfahrungen, wie Wittkop referiert, nicht länger deutlich ins Spiel kommen, sowie dass die in späteren Gedichten vorkommenden konkreten Bezüge noch nicht richtig eingesetzt worden sind.<sup>133</sup> Nach „Einst und Jetzt“ ist die Heimat also nur in wenigen Gedichten erkennbar, und dann nur in kleineren Teilen, wie in dem Widmungsgedicht „An Neuffer“ (1794). Es ist ein wichtiger Moment, dass in der „Hymne an die Freiheit“ sowohl das Vaterland (119) als auch die Mythenwelt Griechenlands genannt werden, dennoch aber keine landschaftliche Konkretion ausgewiesen werden kann. Diese beiden Themenkomplexe werden, auch in Relation zur Heimat, in der Verfasserschaft Hölderlins zunehmend an Bedeutung gewinnen. Die prophetischen Hymnen bekommen deshalb in Retrospektion eine größere Bedeutung für die Entwicklung des Heimat-Motivs als sie zur Zeit ihrer Entstehung zugeteilt werden konnten. Der Grund hierfür ist, dass durch sie wichtige verwandte Themen der späteren Dichtung eingeführt wurden. Im Rahmen dieser Aufgabe darf es nicht übersehen werden, dass die Tübinger Zeit für Hölderlin ein Augenöffner zu vielen der weiteren Themen war, die ihm für den Rest seines Lebens folgen würden. Der Mangel an konkreten Bezügen dieser Zeit war jedoch nicht eindeutig positiv, und Wackwitz meint sogar, dass die „Weltlosigkeit des lyrischen Frühwerks [...] der Grund dafür [ist], dass es in der Zeit nach

---

<sup>132</sup> Wackwitz. *Friedrich Hölderlin*. S. 23.

<sup>133</sup> Wittkop. *Hölderlins Nürtingen*. S. 81.

dem Tübinger Stift in eine Krise geriet.<sup>134</sup> Diese Krise des lyrischen Schaffens und deren Entwicklung wird in den nächsten Kapiteln weiter untersucht werden.

---

<sup>134</sup> Wackwitz. *Friedrich Hölderlin*. S. 60.

## 4 Von der Schule in die Welt hinaus

Die ersten zwei Kapitel haben die wichtige Grundlage für das spätere Schaffen Hölderlins gezeigt, welche sowohl in seinem Lernen und seinen Kenntnissen, wie auch in der literarischen Produktion liegt. In diesem Kapitel soll die erste Zeit nach seinen Schultagen behandelt werden (etwa 1793–1800), eine Zeit in der Hölderlin an Mut und Selbstvertrauen und gleichzeitig eine neue Unabhängigkeit gewann. Eine wichtige Rolle spielten hier die Hofmeisterstellen in Waltershausen und Frankfurt, sein Versuch in den intellektuellen Kreisen Jenas zu leben (mit der Erlaubnis seiner Mutter), sowie sein Versuch später als freier Schriftsteller in Homburg seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

### 4.1 Das Leben außerhalb Schule und Stift

Am Ende seiner Stiftzeit hatte Hölderlin viele Kontakte geknüpft, die ihm auch später nützlich sein würden. Durch Stäudlin bekam er die Möglichkeit, seine Gedichte in dessen *Musenalmanach* und *Blumenlese* zu publizieren. Der Herausgeber stellte auch den Kontakt zu Schiller her, von welchem Hölderlin eine Empfehlung für seine erste Hofmeisterstelle bei der Familie von Kalb in Waltershausen bekam.<sup>135</sup> Nach einem etwas schrägen Anfang, da die Frau des Hauses, Charlotte, ihren neuen Hofmeister anstellte, ohne ihrem Mann zu informieren, oder gar den alten Hofmeister zu verabschieden, fand Hölderlin sich gut zurecht in seiner neuen Umgebung.<sup>136</sup> Durch Briefe vermittelt sich ein Bild von einem gebildeten Haushalt mit einem Zögling, Fritz, der gut für eine humanistische Erziehung geeignet schien, und dem jungen Idealist gut passen dürfte.<sup>137</sup>

Die abgelegene Lage des Adelssitzes des Major von Kalbs wirkte günstig auf die weitere Bildung Hölderlins ein. Die vielfältige Lektüre dieser Zeit spiegelt sich nicht nur in den frühen Fassungen des *Hyperion*, sondern auch in Hölderlins Versuchen an einer Pädagogik wieder.<sup>138</sup> Charlotte von Kalb wird als eine „nicht unwichtige Figur [...] in den intellektuellen Zirkeln von Weimar und Jena“ beschrieben<sup>139</sup>, sodass Hölderlin mit ihrer Hilfe viele Kontakte zu führenden Gestalten der Zeit knüpft, und zudem vor allem die Verbindung zu Schiller

---

<sup>135</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 57.

<sup>136</sup> Op. cit. S. 58

<sup>137</sup> Vgl. dazu z.B. Brief an die Schwester. 16. Januar 1794. StA VI, 1, Nr. 72, S. 103, oder Brief an die Mutter. 3. Januar. 1794. StA VI, 1, Nr. 71. S. 102-103.

<sup>138</sup> Wackwitz. *Friedrich Hölderlin*. S. 20.

<sup>139</sup> Op. cit. S. 19.

vertieft.<sup>140</sup> Die Anstellung in Waltershausen hat sich also gut gelohnt für den literarisch ambitionierten Hölderlin, und würde auch nach dem Ende des Arbeitsverhältnisses Vorteile bringen. Schon Anfang 1795 verließ Hölderlin die Stelle, nach einem Winter mit Fritz in Jena und Weimar. Die Versuche, die „katastrophale Schädlichkeit“ einer der Gewohnheiten des Zöglings (Masturbation) zu verhindern, war seit einiger Zeit ein immer wachsendes Problem für die idealistische Erziehung gewesen, und spielte eine Hauptrolle bei der „Verschlechterung des Verhältnisses“ zu Fritz selbst.<sup>141</sup> Ein Umzug nach Jena war schon Ende der Tübinger Zeit ein Traum des Dichters gewesen, sodass er bereits seiner Mutter früh davon erzählt hatte.<sup>142</sup> Als er jetzt in Jena ankam, hatte er durch seine Hofmeisterstelle bei der Familie von Kalb bereits viele weitere nützliche Kontakte, um jetzt ein weiteres Netzwerk in den intellektuellen Kreisen Jenas aufzubauen. Seine Arbeitgeberin aus Waltershausen hat ihre Kräfte eingesetzt, um den Weg für Hölderlins zeitweiliges Bleiben in Jena zu ebnen. Dies ging bis zu dem Punkt, dass sie nicht nur Schiller um Hilfe bat, ihm tätig zu helfen, was unter anderem zu der Annahme der *Hyperion* 1795 bei Cotta Verlag führte<sup>143</sup>, sondern auch auf Seintens der Mutter Hölderlins intervenierte, und ihm hierdurch die Aussicht verschaffte, dass die Mutter „einen Studienaufenthalt ihres Sohnes an der Universität Jena [...] nach ihrem Vermögen zu unterstützen“<sup>144</sup> versuchen würde.

Durch eine besonders glückliche Wahl der Familie also, wurde es Hölderlin möglich seine Studien fortzusetzen, weiter an seinem dichterischen Schaffen zu arbeiten und immer neue Beziehungen aufzubauen. Für Hölderlin war diese Zeit in Jena vielleicht die der ersten vollen Unabhängigkeit. Nach dem Umzug nach Jena knüpft Hölderlin viele Kontakte. Bald nach der Auflösung seines Arbeitsverhältnisses mit der Familie von Kalb lernte er Isaac von Sinclair kennen, was in einer lebenslangen Freundschaft resultieren sollte. Unter den neuen Einflüssen, kommt nach dem Umzug nach Waltershausen und später nach Jena das Motiv der Heimat stärker zurück. Dies geschah womöglich weil Hölderlin wieder die Heimat aus der Ferne beobachten konnte, sich daran erinnern, und deshalb auch davon dichten vermochte.<sup>145</sup>

Das Theologie-Studium und der damit verbundene Zweifel an seinem vorherbestimmten Berufsweg lag einstweilen hinter ihm, so auch die Probleme aus der Hofmeisterstelle bei der

---

<sup>140</sup> Wackwitz. *Friedrich Hölderlin*. S. 60.

<sup>141</sup> Op. cit. S. 20.

<sup>142</sup> Brief an die Mutter. Aug/Sept. 1793. StA VI, 1. Nr. 64. S. 91-92.

<sup>143</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 66.

<sup>144</sup> Op. cit. S. 63.

<sup>145</sup> Vgl. dazu. Iring Fetscher. „Heimatliebe – Brauch und Mißbrauch eines Begriffs“. In: Rüdiger Görner. *Heimat im Wort*. S. 15-35, besonders S. 15: „Reisen in die Ferne sind so ein Umweg, um nach Hause zu kommen.“

Familie von Kalb. Seine Mutter hatte, wenn auch nur zeitweilig, seinen Jena-Aufenthalt akzeptiert. Bis zu seinem plötzlichen Aufbruch aus Jena Ende Mai konnte er weiter dichten und theoretisieren, über Ästhetik, Kunst und Leben schreiben, und Fichtes Vorlesungen besuchen. Letztgenanntes war für ihn sehr wichtig, denn nach Gunter Martens ist Johann Gottlieb Fichte von „kaum zu überschätzender Bedeutung“ für die folgende Entwicklung Hölderlins, weil die Vorlesungen ihm „zum Weiterdenken“ anregten und zur Reflexion über die „Aufgabe des Ästhetischen“ brachten.<sup>146</sup> Die Gedanken, die der junge Dichter in diesem Zusammenhang formulierte, sollten unter anderem Hölderlins Lehre vom „Wechsel der Töne“<sup>147</sup> beeinflussen, als Hölderlin schließlich über die Ideen Schillers hinausgeht, und sich zunehmend mit der Dialektik von Wechselbeziehungen beschäftigt.<sup>148</sup> Die Funktion des Ästhetischen hängt für Hölderlin eng damit zusammen, dass das Kunstwerk „über die Möglichkeit [verfügt], das, was der bloßen Verständigkeit, dem Bewusstsein, nicht mehr greifbar sein kann, zur Darstellung zu bringen,“<sup>149</sup> und ist somit imperativ, um eine Trennung zwischen Kunst und Leben zu überwinden. Der Gedanke der „Einheit allen Seins“ ist insofern nur durch die Sinneskraft im Menschen möglich, eine Art künstlerischer Wahrnehmung, die Hölderlin „ästhetischen Sinn“ nennt, in dem er das Vermitteln zwischen Subjekt und Objekt, Selbst und Gegenstand ermöglicht sieht.<sup>150</sup> Der Widerstreit zwischen Subjekt und Objekt, Selbst und Welt, Vernunft und Offenbarung hilft so der Ganzheit selbst im Kunstwerk zum Ausdruck, in dem die Trennungen und Entzweiungen „keine Negation der Einheit, sondern als ihre Darstellungs- und Entfaltungsform zu verstehen sind.“<sup>151</sup>

Trotz der neuen Unabhängigkeit und Freiheit dieser Periode, brach Hölderlin bald ohne weitere Verkündigung von Jena auf, und wanderte zurück in das heimatliche Nürtingen. Der Weg führte ihn an Johann Gottfried Ebel vorbei, einem Freund Sinclairs in Heidelberg, durch den Hölderlin später seine Hofmeisterstelle bei der Familie Gontard in Frankfurt bekommen würde.<sup>152</sup> Die Ursachen seines plötzlichen Abreisens sind nicht bekannt, durch spätere Briefe ahnt man jedoch, dass die bloße Nähe der großen Geister und das Einwirken von allzu vielen

---

<sup>146</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 67.

<sup>147</sup> Siehe z.B. Kreuzer. *Hölderlin-Handbuch*. S. 118-127 für eine kurze Einführung in diesen Teil von Hölderlins Poetologie. Eine ausführliche Darstellung gibt u.a. Lawrence Ryan in *Hölderlins Lehre vom Wechsel der Töne*. Stuttgart: Kohlhammer. 1960.

<sup>148</sup> Vgl. dazu Kurz, Gerhard. „Hölderlin“ In: *Deutsche Dichter*. Hrsg. G. Grimm und F.R. Max. Stuttgart: Reclam. 1995. S. 297; Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 68-70.

<sup>149</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 69.

<sup>150</sup> MA II, S. 614f.

<sup>151</sup> Kurz. „Hölderlin“. S. 297.

<sup>152</sup> Wackwitz. *Friedrich Hölderlin*. S. 21.

Impulsen aus der metaphysischen Ebene seinen Fokus von der Dichtung abgelenkt haben.<sup>153</sup> Die Flucht kann so als ein Versuch gedeutet werden, die Kräfte, die ihm von seinen lyrischen Schaffern abgehalten haben, loszuwerden. Abgesehen von kleineren Fußreisen, verbrachte Hölderlin der Rest des Jahres verbrachte in Nürtingen. Diese Periode war stark von Hölderlins psychischem Zustand geprägt. Einigen Quellen zufolge, geriet er nach dem Eintreffen ins heimliche Nürtingen in eine „schwere[...] Krise“<sup>154</sup>, selbst schrieb Hölderlin von Depression und einem Gefühl von Erstarrung.<sup>155</sup> Die fehlende Ruhe des Heimkehrers kann vielleicht ein wichtiger Teil der zur Zeit laufenden Entwicklung zum reflektierteren Verhältnis zur Heimat gewesen sein. Es ist jedenfalls auffallend, dass gerade in einer Periode, in der er zu Hause war, die Heimat in seiner Dichtung völlig abwesend ist.<sup>156</sup>

Ende des Jahres nahm Hölderlin seine neue Hofmeisterstelle bei den Gontards an.<sup>157</sup> Für den jungen Dichter muss die Ankunft in Frankfurt eine völlig neue Welt eröffnet haben. Es war seine erste Erfahrung einer weltoffenen und für die damalige Zeit, großen Reichsstadt, in der die Gontards eine der führenden Familien der Stadt waren.<sup>158</sup> Nach seinen früheren, hauptsächlich provinziellen Erfahrungen von Heimat, von kleineren Studienstädten und dem Adelssitz der Familie von Kalbs, muss ihm Frankfurt fremd vorgekommen sein. Stephan Wackwitz nach, spiegelt sich in dieser Zeit in Hölderlins Briefen nach Hause „bald ein gewisses kleinbürgerliches Ressentiment gegen seinen Arbeitgeber und dessen Standesgenossen, ihren protzigen Reichtum und ihre gedankenlose Oberflächlichkeit.“<sup>159</sup> Die neue Familie war keine gewöhnliche Familie, was durch die Referenz zu den „seltenen Menschen“ in einem Brief an Ebel durchblicken lässt.<sup>160</sup> Auch in einem Bericht an Neuffer einige Monate später deutet Hölderlin die Möglichkeit an, erklärt es aber dadurch, dass die „Neuheit“ der Situation ihm beunruhigt.<sup>161</sup> Die Zeit in Frankfurt ist nicht bloß eine Zeit für Unruhe gewesen, sondern löst eine Suche nach Gleichgewicht zwischen Ideal und Wirklichkeit aus. Diese Suche ist eng an Hölderlins Liebesbeziehung zu Susette Gontards verknüpft zu verstehen, in welcher Hölderlin „seine Liebe als wahrgewordene Utopie erlebt“

---

<sup>153</sup> Siehe Brief an Hegel. Herbst 1796. StA VI, 1, Nr. 128, S. 222, und die Erörterung dazu in Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 73-74.

<sup>154</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 146.

<sup>155</sup> Wackwitz. *Friedrich Hölderlin*. S. 21, dazu Brief an Schiller. 4. Dezember 1795. StA VI, 1, Nr. 104, S. 181.

<sup>156</sup> Binder. „Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung“. S. 61.

<sup>157</sup> Wittkop. *Hölderlins Nürtingen*. S. 82.

<sup>158</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 82.

<sup>159</sup> Wackwitz. *Friedrich Hölderlin*. S. 23.

<sup>160</sup> Brief an Ebel. 2. September, 1795. StA VI, 1, Nr. 103. S. 177.

<sup>161</sup> Brief an Neuffer. 15. Januar, 1796. StA VI, 1, Nr. 115. S. 199.

und in literarischen Formen, besonders durch die Diotima-Figur, festzuhalten versucht.<sup>162</sup> Das Ende des Frankfurter Aufenthalts kommt im September 1798, nicht nur weil der Hofmeister die dauernden Beleidigungen seines Arbeitgebers nicht länger aushalten konnte, aber wohl auch, weil die Liebesbeziehung zwischen Hölderlin und Susette Gontard nicht länger ein Geheimnis war, und Gontard jenes Verhältnis nicht mehr hinnehmen wollte.<sup>163</sup>

Nach der Verabschiedung aus dem Hause Gontards folgt für Hölderlin ein „eineinhalbjährige[r] Versuch, in Homburg vor der Höhe als freier Schriftsteller zu leben“, ein Versuch der aber im Juni 1800 mit der Rückkehr nach Nürtingen und Stuttgart endet.<sup>164</sup> Seine Niedergeschlagenheit nach dem Ende der Frankfurter Zeit und dem Verhältnis zu Susette hat sich nicht in Homburg verbessert, und noch einmal wird das heimatliche Württemberg der Ausweg für gescheiterten Pläne des Dichters.

## 4.2 „An die Natur“

Das Gedicht „An die Natur“<sup>165</sup> ist nur in Abschriften überliefert worden. Nach einzelnen Briefen<sup>166</sup> nimmt man aber an, dass eine Reinschrift, datiert 4. September 1795, Schiller übersandt wurde. Wenn dieser Brief als Zeitbestimmung gültig ist, wurde das Gedicht gerade in der Periode geschrieben, als Hölderlin gerade im Anschluss an die Jenaer Zeit im heimatlichen Nürtingen verweilte. Der Aufenthalt in Jena war viel versprechend, aber die Realität wurde nicht so wie geplant, und Hölderlin nahm für eine Zeit seine Enttäuschungen mit nach Hause. Das Silbenmaß ist dasselbe wie in „Hymne an die Freiheit“, wie es dort beschrieben wurde. Die Bevorzugung dieses Silbenmaßes wird durch den wiederholten Gebrauch in mehreren Gedichten unterstrichen. „An die Natur“ hat nur acht Strophen, und ist damit sehr viel kürzer als die früher behandelte Hymne.

Ähnlich wie einige Gedichte aus der Jugend- und Studienzeit (zum Beispiel „Einst und Jetzt“) knüpft Hölderlin in „An die Natur“ Erlebnisse aus der Vergangenheit mit den der Gegenwart zusammen, und kontrastiert dabei das unterschiedliche Verhältnis des lyrischen Ichs zur Natur in diesen beiden Tempora. Die erste Hälfte des Gedichts beschreibt, in Präteritum, die Zeit der goldenen Jugend, und die Erfahrungen, die das jüngere Ich damals mit der Natur gemacht

---

<sup>162</sup> Wackwitz. *Friedrich Hölderlin*. S. 24.

<sup>163</sup> Wittkop. *Hölderlins Nürtingen*. S. 83.

<sup>164</sup> Ibid.

<sup>165</sup> StA I, 1, S. 191-193. Einzelne Zeilen werden im Text mit Zeilennummer in Parenthese angegeben.

<sup>166</sup> Brief von Wilhelm von Humboldt an Schiller. 2. Oktober 1795. StA I, 2, S. 492-493.



hat. Die systematische Verteilung von den Konjunktionen „da“ und „wenn“ in den ersten vier Strophen, „da“ im ersten und fünften Vers in jede der ersten zwei Strophen, „wenn“ in den entsprechenden Versen in den folgenden zwei Strophen, und dazu „da“ auch im letzten Vers der zweiten und vierten Strophe, scheint formelhaft, und der Gebrauch betont auf dieser Weise, dass bestimmte Episoden identifiziert werden können, in welchen die Natur besonders präsent war und wahrgenommen wurde. Dies verstärkt sich noch als in dem letzten Vers der vierten Strophe, genau in der Mitte des Gedichts, der Ausspruch „Da erschienst du, Seele der Natur!“ (32) ein ermutigendes Gefühl eines höheren Sinnes des Daseins vermittelt. Die nächsten Strophen sind immer noch in Präteritum gehalten und verleihen dem Gedicht eine etwas generellere Perspektive, die von der Wirkung und auch von der Reaktion des lyrischen Ichs auf diese verschiedenen Empfindungen von der Natur als Ur-Stoff zeugt. Das heißt, wie das Ich in diesen Situationen aktiv teilgenommen, und damit dem erhabenen Gefühl eines Naturerlebnisses nachgestrebt hat. Auf diese Erhabenheit werde ich in Kürze mit einem näheren Kommentar zurückkommen. Die letzte Präteritumsstrophe ist die sechste, die mit dem gewaltigen Ausbruch „Seid gesegnet, goldne Kinderträume“ (41) eingeleitet wird, bereitet sie den Übergang zu den Schlusstrophen vor, und das einmalige Dasein als Kind in der Natur wird mit Arkadien verglichen. Untertöne trägt aber insbesondere das Lob „Was ich nie erringe, schenket ihr!“ (44), welches auf die „goldne Kinderträume“ zurückweist. *Nun* aber, in der Gegenwart der siebten Strophe, ist nichts mehr davon übrig geblieben; „Todt ist nun die jugendliche Welt“ (50). Die Natur ist nur als ein Schatten der Kindheit geblieben, das lyrische Ich ist nicht mehr jung, sondern fühlt sein bestes Mannesalter vorbeiziehen: „hin ist meines Lebens Morgen, / Meines Herzens Frühling ist verblüht“ (55–56). Die Gelegenheiten, in denen ein direkter Kontakt zur Natur entstehen könnte, war mit dem Ende der Kinderträume vorbei, welcher Eindruck durch die letzte Strophe verstärkt wird:

Ewig muß die liebste Liebe darben,  
 Was wir lieben, ist ein Schatten nur,  
 Da der Jugend goldne Träume starben,  
 Starb für mich die freundliche Natur;  
 Das erfuhst du nicht in frohen Tagen,  
 Daß so ferne dir die Heimath liegt,  
 Armes Herz, du wirst sie nie erfragen,  
 Wenn dir nicht ein Traum von ihr genügt. (57–64)

In jenen frohen Tagen hat sich die Natur, wie auch die Heimat, sehr nah angefühlt. Jetzt ist an dessen Stelle aber eine Distanz getreten (oder vielleicht wiederhergestellt worden), die neben den toten Träumen auch die echten Gefühle von Liebe, Natur und Heimat wegschiebt, oder hinter einem Schleier verbirgt. Und wenn die Träume nicht länger genügen, kann das Herz auch nicht mehr nach ihnen fragen, weil sie nicht länger von den goldenen Träumen der Jugend aufrechterhalten werden können.

In „An die Natur“ wird die Heimat explizit erst in der letzten Strophe erwähnt. Wie in „Einst und Jetzt“ liegt hier eine Idylle zugrunde, aber das Verhältnis zur Heimat ist etwas anders als in dem älteren Gedicht. „An die Natur“ stellt die Heimat vielmehr in Zusammenhang mit einem Erlebnis von dem Sublimen, der physischen Erfahrung der „Seele der Natur“ (32). Die Unterbringung von diesem Glied genau in der Mitte des Gedichts darf nicht als Zufall angesehen werden, sondern wird dem durchkomponierten Gesamteindruck des Gedichts zugeschrieben. Paraphrasiert lautet der Inhalt der fünften Strophe: Ich verlor mich oft in deiner Fülle, und stürzte mich in die Arme der Unendlichkeit (vgl. 33–40), womit sie ziemlich genau die Kantische Konzeption von dem Erhabenen beschreibt.<sup>167</sup> Relevant für diese Arbeit ist besonders das Ergebnis, dass ein erhabenes Naturerlebnis, das oft mit der Einsamkeit der Gegenwart oder des städtischen Lebens kontrastiert wird, in diesem Gedicht im Zusammenhang mit der Heimat und heimatlichen Anspielungen erscheint. Die Natur und die Heimat werden parallele Begriffe, wobei in Begegnung beider ein erhabenes Gefühl erstehen kann. Wenn die Natur so verstanden wird, erscheint das Heimat-Motiv stärker, als auf den ersten Blick, weil die Beschreibungen des Erhabenen auch teilweise auf die Heimat bezogen werden können. Eine ähnliche Struktur ist auch zum Beispiel in der Elegie „Heimkunft“<sup>168</sup> erkennbar, in welcher die erste Strophe eine Beschreibung der Erscheinung der Alpen im Morgenrauen ist, wie sie dem Wanderer gegenüber erscheint, eingewebt in der „den Verwandten“ gewidmeten Botschaft von baldiger Heimkunft. Hölderlins Erfahrung von dem Erhabenen wird nicht immer allzu harmonisch dargestellt, was auch später unter „Mnemosyne“ erörtert werden sollen.

Früher, in der jugendlichen Welt, war die Natur etwas wie ein Abenteuer, das entdeckt werden kann, was letztendlich zur Erscheinung und Erfahrung der „Seele der Natur“ führte.

---

<sup>167</sup> Für eine kurze Reflektion über das Verhältnis zwischen dem hölderlinschen Naturerlebnis und Kants Begriff von dem Erhabenen, siehe Gunvor Meling. „Essay“. In: *Litteratortidsskriftet Lasso*. Nr. 3/2011. S. 20-21 (Auf Norwegisch).

<sup>168</sup> StA II, 1. S. 96-99.

Diese ursprünglich innige Beziehung zur Seele der Natur, die Hölderlin auch in seiner Jugendliteratur beschreibt, wird in Jena, unter Einfluss von Fichte und Schiller, wie verloren erscheinen.<sup>169</sup> Es geht in „An die Natur“ um die *verlorene* Heimat, die gerade in einer Zeit, die er tatsächlich im heimatlichen Nürtingen zubrachte. Signifikant ist in diesem Zusammenhang die naheliegende Konklusion, dass die Rückkehr in die Heimat nicht unproblematisch war und womöglich nicht die erhofften guten Resultate erbracht hat, die Hölderlin sich vielleicht vorgestellt hat. Nach seinem Antreten in Frankfurt sieht es zunehmend lockerer aus: „Es ist recht gut, daß mich [...] die Luftgeister, mit den metaphysischen Flügeln, die mich aus Jena geleiteten, seitdem ich in Frankfurt bin, verlassen haben.“<sup>170</sup> Die verlorene Beziehung in erster Linie zur Natur, ist also nicht völlig zerrissen, sondern hat Potenzial, wiederhergestellt zu werden, was auch für die Heimat gültig sein dürfte. Die Kategorien der Natur und der Heimat sind zwar nicht mit einander austauschbar, im Rahmen des Gedichts kann die Erfahrung des Verlierens jedoch übertragen werden. Friedrich Beißner zufolge, ist genau „An die Natur“ der Anfang einer solcher Genesung, einer Wiederherstellung des Verlorenen: „In der Klage um die scheinbar unwiederbringlich Verlorene wird er ihres Wertes eigentlich inne. Die folgenden Gedichte gewinnen die *jugendliche Welt* mehr und mehr zurück.“<sup>171</sup> Die Heimat ist für Hölderlin bisher eng mit der jugendlichen Gegend und den jugendlichen Erlebnissen verknüpft, und dessen Verbindung ihm anscheinend gelungen ist, in Frankfurt wieder aufzubauen. Gemeinsam mit dem Erstarrungszustand hat Hölderlin auch die neulich entwickelte Naturfremdheit und Heimatferne in Frankfurt wieder abgelegt.

### 4.3 „Der Wanderer“

Die 84 Verse lange, in elegischen Distichen gehaltene Elegie „Der Wanderer“<sup>172</sup> wurde angeblich schon in „der ersten schlimmen Nürtinger Zwischenzeit“ begonnen, aber erst in Frankfurt ausgeführt.<sup>173</sup> Dann wurde sie zusammen mit „An den Aether“ Schiller übersandt, und schließlich in dessen *Horen* abgedruckt, was möglicherweise mit einigen, von Schiller vorgenommenen Änderungen, geschah.<sup>174</sup> Laut Wolfgang Binder, eröffnet „Der Wanderer“

---

<sup>169</sup> StA I, 2. S. 493-494.

<sup>170</sup> Brief an Hegel. 20. November 1796. StA VI, 1. Nr. 128. S. 222.

<sup>171</sup> StA I, 2. S. 494.

<sup>172</sup> StA I, 1. S. 206-208. Einzelne Zeilen werden im Text mit Zeilennummer in Parenthese angegeben.

<sup>173</sup> Binder. „Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung.“ S. 61. Vgl. dazu auch StA I, 2. S. 512.

<sup>174</sup> StA, I, 2. S. 521-522.

Hölderlins eigentliche Heimatdichtung, und enthält fast alle ihre Elemente im Keim.<sup>175</sup> Seit Hölderlins Entfernung von dem Heimat-Motiv in der Tübinger Zeit, hat er es während der Zeit in Waltershausen und Jena sich „in Freiheit aneignen“ können, und sie wieder „als Heimat erfassen“ dürfen.<sup>176</sup> Die neue Anschauung benötigte aber, dass er sich irgendwie von ihr befreit hätte. Dazu haben die ersten Erfahrungen als Hauslehrer, Universitätsstudent und auch der erste Zusammenbruch Hölderlins, also recht verschiedenen Umstände, beigetragen. Sie führten dazu, dass er durch sie sowohl die Wanderung wie auch die Heimkunft mehrmals erleben durfte. Das wirklich Neue ist aber, so Binder, die Gestaltung und Erfahrung von der Heimat als *Raum*.<sup>177</sup> Wir werden sehen, wie das im Gedicht zum Ausdruck kommt.

Diese Elegie hat wahrscheinlich sein Vorbild in einer Sammlung von Tibull, in einem anonymen Hexameterrhythmus namens „Panegyricus Mesallae“.<sup>178</sup> In der Elegie, wie auch in ihrem Vorbild, werden drei verschiedene Klima dargestellt, die Wüste (Hitzezone) und der Eispol (Eiszone) als Extreme, wie auch der Mittelpunkt, die „eigene“ Zone.<sup>179</sup> Die zwei erstgenannten Zonen werden in den ersten beiden Strophen dargestellt.<sup>180</sup> Die ersten vier Zeilen sind ein objektiver Bericht der „Afrikanischen dürren / Ebenen“, und die vier ersten Zeilen der folgenden Strophe bieten eine gleichfalls objektive Beschreibung vom Eispol. Auch die fünfte und die dreiundzwanzigste Zeile sind symmetrisch mit einem „Ach!“ eingeleitet, und zudem auch fast ähnlich strukturiert:

Ach! nicht sprang, mit erfrischem Grün der schattende Wald hier (5)

Ach! nicht schlang um die Erde den warmenden Arm der Olymp her (23)

Die beiden Ausbrüche leiten die Beschreibung des subjektiveren Erlebnisses der beiden Außenpunkte ein. In der Wüste bringt das lyrische Ich ein Gebet an die Natur „um Gestalten und Farben des Lebens / Bat ich, vom lieblichen Glanz heimischer Fluren verwöhnt“ (15–16) vor, und stellt damit die dürre und farblose Wüste als Negation der fruchtbaren heimatlichen Gegend dar. Die Eiszone dagegen, wird mit dem Bild der auftauenden Wirkung der Sonne auf die Erde kontrastiert. Ab Zeile 37 kommt es dann zur „eigene[n]“ Zone, repräsentiert durch

---

<sup>175</sup> Binder. „Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung“. S. 61.

<sup>176</sup> Ibid.

<sup>177</sup> Op. cit.. S. 63.

<sup>178</sup> DKA, S. 602.

<sup>179</sup> Ibid.

<sup>180</sup> Laut StA I, 2, S. 521 wurde die Stropheneinteilung vom Herausgeber eingefügt.

zwei gemischte Gegenden, namentlich die Rhein-Main-Landschaft und die Gegend „des Nürtinger Albvorlandes“<sup>181</sup>

Die Kraft dieser heimatlichen Landschaft ist in den ersten sechs Zeilen des Teils besonders klar formuliert:

Aber jetzt kehrt' ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimath,  
Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an.  
Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten  
Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,  
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, schönen,  
Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um. (37–42)

Die Heimat ist hier nicht nur ein friedlicher Hafen vom Weltgewirr, sondern macht die Heimkehr und die Begegnung von allen vertrauten Gestalten, den müden Wanderer „zum Jüngling“, und wird damit mehr als ein gar sentimentales Wiedersehen. Die folgenden zwei Zeilen stellen fest, dass das lyrische Ich durch seine Reisen und Erlebnissen seit dem letzten Mal, dass das Ich hier gewesen ist, erwachsen worden ist. Alter, Pol und Wüste haben es geprägt (43–44), aber die „Vaterlandserde“ umfängt es wie einen Sohn (46). Es folgt eine weitere Bewegung der Perspektive, von außen nach innen, als die äußere freie Natur via das dörfliche Leben nach dem innersten Raum, das „Haus und des Gartens heimliches Dunkel“ (65), den Wanderer empfängt. Noch einmal wird auf die heilenden Kräfte der Heimat angespielt: „Zärtlichpflegend, wie einst, nimmst du den Flüchtling noch auf“ (70). Die abschließenden Zeilen beziehen sich auf das besondere Gefühl von der Vaterlandssonne im Gesicht, und dessen früherer und gegenwärtiger Rolle im Leben des Wanderers, als eine Zuflucht gleich der heimatlichen Natur.

Die lange Beschreibung der heimatlichen Landschaft hat allerdings nicht nur die Funktion, ein Gleichnis darzustellen, sondern bildet einen Raum „voller Schönheit, Fruchtbarkeit und Frieden“, der zugleich eine Stimmung einer „stillen, aber wachen Geborgenheit, die der Heimkehrende in [dem Raum] findet“ konstituiert.<sup>182</sup> Diese räumliche Gestaltung von einem Lebensraum ist etwas, das in diesem Gedicht neugestaltet ist. Ähnlich sieht es Binder, wenn er den Gedanken des oben zitierten Satzes fortsetzt: „Wohl stellte sich uns die Heimat auch in

---

<sup>181</sup> Binder. „Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung“. S. 63.

<sup>182</sup> Op. cit. S. 62.

den Jugendgedichten insgesamt als ein Lebensraum, dar [...] aber nirgends war dieser Raum als Raum gesehen und gestaltet, sondern [...] tauchten die Fragmente einer werdenden Heimatanschauung hier- und dorthin verstreut auf.<sup>183</sup> Damit meint er, dass der junge Hölderlin seinen Stoff zwar von einem heimatlichen Lebensraum hatte, der Raum wurde aber nicht als Ganzheit oder einheitlicher Erlebnisraum angesehen und keineswegs mit den Empfindungen des Heimkehrenden zusammengesetzt. Der Erinnerungsraum, der zuvor in „Einst und Jetzt“ gefunden wurde, dreht sich nur um eine Erinnerung, die in etwas Räumliches versetzt worden ist. So sieht Binder „drei Elemente des Heimatraums“, Luft, Erde und Licht (bei Hölderlin oft Äther genannt), darin enthalten, die auch die absoluten Grenzen der Heimat sind, „in denen sich erst das besondere Leben der Heimat [...] rein und ungestört entfalten kann“.<sup>184</sup> Die Ganzheit, und die Perspektive des Heimkehrenden ist etwas ganz neues in Hölderlins Dichtung.

## 4.4 Unabhängigkeit und Heimat

Wilhelm von Humboldt schrieb über „An die Natur“, dass es „gewiss nicht ohne poetisches Verdienst ist, doch im Ganzen matt scheint, und [...] sehr an die Götter Griechenlands erinnert, eine Erinnerung, die ihm sehr nachtheilig ist.“<sup>185</sup> Ob dies auch die Meinung Schillers war, ist nicht gewiss, er hat es aber nach dieser Nachricht nicht in seiner Zeitschrift *Die Horen* aufgenommen, was Hölderlin in einem späteren Brief an Neuffer zwar bereute, aber folgende Betrachtung nachstellte: „Übrigens ist es ziemlich unbedeutend, ob ein Gedicht mehr oder weniger von uns in Schillers Almanache steht. Wir werden doch, was wir werden sollen.“<sup>186</sup> Nach Jena, der unruhigen Zwischenzeit in Nürtingen und schließlich der Ankunft in Frankfurt, hat Hölderlin augenscheinlich so etwas wie Selbstvertrauen erlangt, wonach sein Selbstgefühl und Selbstkritik weniger auf äußere Hilfe oder äußeres Urteil beruht, und er ein Vertrauen zu sich selbst und zu seiner Begabung erreicht zu haben scheint. Diese neue Unabhängigkeit führt in nächster Reihe zu der neuen Auffassung von Heimat, die in der Elegie „Der Wanderer“ vertreten wird, welcher auch als Grundlage für spätere Gedichte stehen bleiben wird. Es ist also nicht nur die Wiederaufnahme eines alten Motivs, sondern eine Neugestaltung dessen, worin Hölderlin reflektierter in seiner Dichtung umgeht. Das zeigt sich am deutlichsten in dem doppelten Grundmotiv, welches am Ende der Interpretation als

---

<sup>183</sup> Op. cit. S. 62-63.

<sup>184</sup> Binder. „Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung“. S. 63.

<sup>185</sup> Brief von Wilhelm von Humboldt an Schiller. 2. Oktober 1795. StA, I, 2. S. 492-493.

<sup>186</sup> Brief an Neuffer. März 1796. StA VI, 1. Nr. 118. S. 205.

das markant Neue definiert wurde, wo die Heimat als ein „umschließender, segenerfüllter Raum“ präsentiert und zugleich „die wache Geborgenheit des Heimkehrenden“ dargestellt wird; diese tragen in sich alle „künftigen Bilder und Ideen der Heimat.“<sup>187</sup> Die einfachen Bilder, die den Erinnerungen des jungen Dichters zum Beispiel in „Die Meinige“ begleiten, sind nicht notwendigerweise viel komplizierteren geworden, sondern reifer und reicher an Abbildungen, wodurch die Gedichte an Perspektivtiefe gewinnen. Die Bewegung entspringt nicht einem Spaziergang von einem nahegelegenen Haine aus nach Hause, sondern sie entspringt dem Wanderer, der aus der Ferne in die Heimat hinein kommt. Die Beschreibungen sind deutlich davon geprägt, dass der Wanderer, oder der Dichter, jetzt mehr von der Welt gesehen hat, als das lyrische Ich in den jüngeren Texten Eindruck vermitteln hätte können.

---

<sup>187</sup> Binder. „Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung“. S. 63.

# 5 Spätgedichte

In dem vorigen Kapitel wurde das neue Leben Hölderlins nach seinem Auszug aus dem Tübinger Stift behandelt, in dem er nicht nur weitere Erfahrungen von der Fremde gemacht hat, sondern auch sein erstes Scheitern und darauffolgende Wiederkehr ins heimatliche Nürtingen erlebte. Diese Erlebnisse haben auch seine Dichtung beeinflusst. Jetzt wird der Zeitraum von 1800 bis 1806 behandelt, in welcher er sich durch Reisen noch weiter von der Heimat entfernt, aber doch immer wiederkehrt. Über diese Zeit hinweg, werden die Gedichte immer reicher und komplizierter, bis es in der Zeit der Umnachtung zu einem endgültigen Bruch kommt.

## 5.1 Einleitung zur Periode

Die Zeit, die Hölderlin nach dem enttäuschenden Ende des Liebesverhältnisses zu Susette Gontard in Homburg verbrachte, war stark von seiner Niedergeschlagenheit geprägt. Im Juni 1800 verließ Hölderlin seine Freunde und suchte wiederum den Trost des mütterlichen Hauses und der schwäbischen Gegend.<sup>188</sup> Der Sommer und Herbst wurden eine Zeit für großen Umschreibungen, während Hölderlin seine Kurzoden und Entwürfe aus früheren Jahren in größeren und vollendeten Gedichten entwickelt.

Christoph Theodor Schwab schrieb über den Dichter in der Zeit nach dem Homburger Abenteuer:

Seine Gemüthsstimmung schien gefährlich. Schon sein Aeußeres zeugte von der Aenderung, die sein Wesen in den vergangenen Jahren erlitten hatte; als er von Homburg zurückkehrte, glaubte man einen Schatten zu sehen, so sehr hatten die inneren Kämpfe und Leiden den einst blühenden Körper angegriffen.<sup>189</sup>

Diese „inneren Kämpfe und Leiden“ haben ihn also nach Hause getrieben, jedoch konnten diese ihn dort nicht festhalten. Nach einem kurzen Besuch bei der Mutter in Nürtingen, folgt ein gut halbjähriger Aufenthalt bei der Familie Christian Landauers in Stuttgart, wo er die zwei Töchter des Kaufmannes unterrichtete. Diese Zeit wird von Stephan Wackwitz als „eine

---

<sup>188</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 108.

<sup>189</sup> StA, VII, 2. S. 172.



der wenigen glücklichen Perioden seines Lebens“ beschrieben.<sup>190</sup> Nach den Studien und den Enttäuschungen des frühen Berufslebens scheint der mutlose Hölderlin hier wieder eine positive Entwicklung zu zeigen, und sich einigermaßen von seinen Schwierigkeiten erholt zu haben. Hölderlin schreibt selbst an seine Schwester, dass sein Entschluss, eine Hofmeisterstelle im schweizerischen Hauptwil anzunehmen, „so sehr er meinem Herzen widersprach“, doch notwendig war, um sein „Bedürfnis nach Ruhe und Stille“ zu befriedigen, und dass er den Entschluss „immer mehr mit meinem Herz zu reimen weiß“.<sup>191</sup> Damit bestätigt auch Hölderlin, dass die Stuttgarter Monate für ihn zwar eine gute Zeit waren, dass sein Drang zur weiteren Entwicklung und vielleicht zu noch größerer Unabhängigkeit dennoch fortwährend stark auf ihn wirkte.<sup>192</sup> Hölderlin verließ auf jeden Fall Stuttgart, um bei der Familie Gonzenbach eine neue Stelle anzunehmen. Von dieser Anstellung erhielt er aber bereits am 11. April seine Kündigung, sodass er wieder nach Nürtingen zurückkehrte.<sup>193</sup> Die Zeit in der Schweiz ist, trotz der kurzen Dauer, für Hölderlins Dichtung sehr wichtig gewesen. Das zeigt sich insofern, dass der Eindruck aus der kurzen Osterwanderung in die Schweiz 1791 jetzt vertieft wird, und in den kommenden Jahren die Landschaft mehrmals in seinen Gedichten auftritt, so wie auch das immer wichtigere Motiv des Wanderers.<sup>194</sup>

Hölderlin kehrt nach Nürtingen zurück und geht noch einem sehr produktiven Sommer entgegen. Er möchte gern wieder nach Jena, um eine Professur für griechische Literatur vermittelt zu bekommen, die an Schiller gerichtete Bitte darum blieb aber ohne Antwort.<sup>195</sup> Stattdessen bekam Hölderlin eine neue Hofmeisterstelle, diesmal in Bordeaux, und begab sich Dezember 1801 „voller widersprüchlicher Gefühle“ zu Fuß über Straßburg und Lyon zu seinem neuen Bleiben bei der Familie Meyer.<sup>196</sup> Südfrankreich bekam ihm gut, wie die Landschaftsbeschreibung in der ersten Strophe von „Andenken“<sup>197</sup> beispielhaft zeigt. Aber schon im Mai 1802 verließ er auch diese Stelle und wanderte zurück nach Schwaben, vermutlich über Paris.<sup>198</sup> Die großen Wanderungen Hölderlins in den Jahren 1801–1802 sind aber in der Periode durchgeführt worden, zu der die wenigsten Fakten vom Leben und Tun

---

<sup>190</sup> Wackwitz. *Friedrich Hölderlin*. S. 40.

<sup>191</sup> Brief an die Schwester. 11. Dezember 1800. StA VI, 1, Nr. 219. S. 404.

<sup>192</sup> Vgl. dazu Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 114.

<sup>193</sup> Op. cit. S. 116.

<sup>194</sup> Vgl. Härtling, Peter. „Heimkunft“. In: HJb 25, 1986/87, S. 1-11.

<sup>195</sup> Wackwitz. *Friedrich Hölderlin*. S. 41.

<sup>196</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 117. Diese Reise ist von Thomas Knubben im Dezember 2007 nachgewandert und in dessen *Eine Winterreise* (Tübingen: Klöpfer & Meyer. 2011) beschrieben.

<sup>197</sup> StA II, 1. S. 188-189.

<sup>198</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 119.

Hölderlins übermittelt sind. Zur Ursache der plötzlichen Heimreise können daher nur Spekulationen geliefert werden.<sup>199</sup> Zu den Fakten gehört aber, dass Hölderlin beim Eintreffen in seiner Heimat Mitte Juni 1802 in einem geistig zerrütteten Zustand war, und dass die Nachricht vom Tod Susette Gontards (welche Hölderlin vielleicht noch vor dem Aufbruch aus Bordeaux, aber auf jeden Fall kurz nach seiner Heimkehr bekommen haben müsste) zu „diesem ersten Zusammenbruch seiner geistigen Kräfte“ beigetragen haben müsste.<sup>200</sup>

Die nächsten zwei Jahre verblieb Hölderlin in Nürtingen. Ausnahmen stellten auch hier wieder wenigen Fußreisen dar, wovon die wichtigste eine auf Einladung Sinclairs nach Regensburg im Herbst 1802 war. Man meint in dieser Zeit eine zeitweilige Beruhigung seines Geistes zu erkennen, und der Dichter arbeitete fleißig, unter anderem an Übersetzungen und dem *Homburger Folioheft*. Zunehmend wurden die Briefe von dem sonst fleißigen Briefschreiber immer weniger. Er vertiefte sich stark in seine Arbeit, und kommunizierte daher mit vielen seiner früheren Freunden nur ungern. Ein Freund blieb dem Dichter treu: 1804 holt Sinclair seinen Freund ab, um ihn in Homburg pro forma als Hofbibliothekar des Landgrafen einzustellen, wo er dann wieder Bezahlung für seine Arbeit bekommen wurde – dies jedoch aus Sinclairs Gehalt.<sup>201</sup> An dieser Stelle hatte Hölderlin viel Zeit für seinen eigenen Arbeiten, und er schrieb in dieser Periode fleißig. Diese Ruhe wird aber schon im Frühjahr 1805 wieder unterbrochen: Sinclair wurde wegen Hochverrats in Württemberg angeklagt.<sup>202</sup> Die Verhaftung seines Freundes verschlimmerte Hölderlins Geisteszustand, und führte bei ihm vielleicht zum endgültigen Ausbruch des Wahnsinns. Nur eine Bestätigung seines Wahnsinns verhindert Hölderlins eigene Auslieferung.<sup>203</sup>

Hölderlin wurde also nicht in den Prozess eingemischt, und auch Sinclair wurde bald freigegeben. Die Unruhe dieser Periode sollte aber weiteren Konsequenzen als die Belastung des durchgegangenen Prozesses bieten. 1806 war Sinclair seit einem Jahr frei, aber bei der Auflösung der Landgrafschaft konnte er nicht länger seinen Freund versorgen, und wegen der geistiger Entwicklung des Dichters konnte Hölderlin nicht länger in Homburg bleiben. Diese letzte Phase Hölderlins Lebens wird in dem nächsten Kapitel behandelt werden. Erst aber die Zeit gerade vor der endgültigen Entfernung aus Homburg.

---

<sup>199</sup> Wackwitz. *Friedrich Hölderlin*. S. 41. Einige Spekulationen werden bei Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 119 wiedergegeben.

<sup>200</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 121.

<sup>201</sup> Wackwitz. *Friedrich Hölderlin*. S. 49.

<sup>202</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 128.

<sup>203</sup> *Ibid.*

## 5.2 „Die Heimath“

Die in alkäischem Versmaß geschriebene Ode „Die Heimath“<sup>204</sup> wurde während des ersten produktiven Sommers, im Jahr 1800, geschrieben. Zu den wichtigsten Werken dieser Zeit zählen die Oden „Der Neckar“ und „Rückkehr in die Heimath“, die zweite Fassung von der Elegie „Der Wanderer“ (die erste Fassung ist im vorigen Kapitel erörtert worden), wie auch die vielerorts gründlich interpretierte elegisch-hymnische „Heimkunft. An die Verwandten“. Alle haben thematische Anknüpfungen an das Heimat-Motiv, und bieten verschiedene Beispiele des Themenkomplexes, was unbestreitbar die Wichtigkeit des Themas in dieser Periode bestätigt.

„Die Heimath“ zeigt die Bewegung des lyrischen Ichs nach Hause, das konkrete Heimkehren, durch die Wiederentdeckung der vertrauten Gegend, mit der damit verknüpften frohen Erwartung, deutlich durch den wiederholten Gebrauch von „bald“, erst physisch, mit dem Landschaftlichen verbunden, und die Erwartung von der Neuentdeckung früher gut bekannter Stellen, danach aber relational, mit der Vorfreude von dem Wiedersehen mit der Mutter und den Geschwistern. In dieser frohen Erwartung wird ein Heimatbild ähnlich dem, das schon in der Jugendsichtung präsentiert wurde, dargestellt; durch das Gedicht, insbesondere durch die im nächsten Abschnitt zitierten Verse, wird aber die Möglichkeit der Heimat, jetzt noch eine gleiche Beruhigungsfunktion innezuhaben, mit einem Fragezeichen versehen.

Thema des Gedichts ist die Heimkehr des lyrischen Ichs, und das einleitende Bild der Heimkehr eines Schiffers von einer gelungenen Reise. Es wird dazu genutzt, einen Unterschied zwischen den zwei Sorten vom Heimkehren darzustellen. Schon in der ersten Strophe wird so die subjektive Auffassung des Ichs einbezogen: „So käm’ auch ich zur Heimath, hätt’ ich / Güter so viele, wie Laid, geerndtet“ (3–4). Hierin liegt ein wichtiger Konjunktiv, insofern, als dass der Kontrast zwischen den Ereignissen des Ichs und des Schiffers verdeutlicht werden, und dadurch impliziert wird, dass das Ich sich vielmehr „Laid“ als „Güter angesammelt hat. Einige Interpreten (hier zählen Wolfgang Binder und Walter Jens zu den wichtigsten) meinen, hier eine grundsätzliche Ambivalenz zum Heimatlichen zu erkennen, wobei die hölderlinsche „anscheinend rückhaltlose Bejahung des Heimatlichen und Vaterländischen“ am Beispiel des Konjunktiv dieser Strophe problematisiert werden kann.“<sup>205</sup> Walter Jens meint eher eine Relativierung hierin zu erkennen, „die sich jedoch weniger auf

---

<sup>204</sup> StA II, 1, S. 19. Einzelne Zeilen werden im Text mit Zeilennummer in Parenthese angegeben.

<sup>205</sup> Görner, Rüdiger. „Im Widerspruch zu Hause.“ S. 52-53.

den Charakter der Heimat bezieht als vielmehr auf den leichten Zugang zu ihr.<sup>206</sup> Dem Konjunktiv wird von Gregor Wittkop noch eine dritte Möglichkeit verliehen, wodurch die Frage nicht um den Eindruck von Irrealität, oder „die Erfüllbarkeit des Wunsches [...], sondern nur noch die Art und Weise der Heimkehr“ geht.<sup>207</sup> Die Idylle der früheren Beschreibungen erhielt durch dieses Gedicht eine nützliche Differenzierung, die zum Gesamtbild der Entwicklung des Heimat-Motivs beitragen kann. Das Heimkommen ist hier nicht das unvergleichbare Glückserlebnis, wie es zum Beispiel in dem früher erörterten Gedicht „Die Stille“ dargestellt wird, sondern hängt von der Art der Rückkehr ab, von den Erlebnissen und der Ernte der Reisen. Diese Ambivalenz wird durch dieses Gedicht schwach hervorgehoben, besonders durch die in der zweiten Strophe gestellte Frage:

Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einst,  
Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,  
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich  
Komme, die Ruhe noch einmal wieder? (5–9)

Die drei ersten Strophen beschreiben also die Besonderheiten, die den Heimkehrenden erst auf seinen Weg zurück in die Heimat begegnen werden. Die Schifferbeschreibung malt ein Bild von Ferne wenn er „von Inseln fernher“ (2) heimkehrt, das Ich spricht selbst die Ufer (5), Wälder (7), Bache (9) Strome (10) und zuletzt „euch traute Berge“ (11) an, und die Gegend, die ihm „bald“ (11) begegnen werden; die „Heimath“ (12). Hier, in der genauen Mitte des Gedichts, wird die Heimat erstmals erwähnt. Sie erscheint dadurch als strukturelles und thematisches Zentrum, aber auch als Bruch der Darstellung, einen Übergang von Landschaft zur Familie.

Denn von den Beschreibungen der landschaftlichen Umgebung mit den Gebirgen geht die Erzählung weiter zu dem Haus der Mutter und den Verwandten. Das Sinnbild der Heimat wird erweitert, oder vielleicht besser: es wird fokussiert, was den Beschreibungen immer wieder einen Unterton von Abgrenzung und auch Sicherheit verleiht, im Gegensatz zu den immer weiterführenden Bildern in der „Hymne an die Freiheit“. Die positive Wertung dieser ist durch Formulierungen wie „Verehrte sichre Grenzen“ (13) und die Nennung der heimatlichen Berge als traute (11) und behütende (12) deutlich, aber auch im mütterlichen

---

<sup>206</sup> Görner, Rüdiger. *Hölderlins Mitte*. S. 99, hierzu auch Walter Jens. „Nachdenken über Heimat“ In: Gerd Ueding (Hrsg.) *Feldzüge eines Republikaners*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. 1988. S. 195.

<sup>207</sup> Wittkop. *Hölderlins Nürtingen*. S. 85.

Haus und den Umarmungen der Geschwister: „ihr umschließt mich“ (15) werden Grenzen und Eingeschlossensein angedeutet. Es findet jedoch keine Gleichsetzung von dieser familiären Einschließung in einer abgegrenzten Einheit und der erhofften Erholung oder Genesung von der „Liebe Laid“ (18) statt – trotz der Hoffnung, weiß das lyrische Ich, dass „diß heilet so bald mir nicht“ (18). Die Mutter und Geschwister können zwar mitleidend sein und das Herz des Ichs heilen, aber die unterliegenden Leiden, die von der Liebe verursacht worden sind, können Worte und Taten der Sterblichen nicht heilen. Die letzte Strophe verdeutlicht, dass das Heilen dieser Leiden von niemandem sonst herbeigeführt werden kann, als von jenen, die sie ursprünglich geschenkt haben, namentlich „die Götter“ (22). Der Wiegensang des Menschen kann nichts austreiben, was die Götter erst geschenkt haben, ob es „das himmlische Feuer“ (22) oder auch „heiliges Laid“ (22) ist. Es ist nämlich nur von ihrer Hand möglich, die Leiden wieder loszuwerden. Der Ziel des Heimkehrens, die *Ruhe*, ist auch hier nicht völlig erreichbar. Die letzten Verse sprechen eine weitere Ambivalenz aus: „Ein Sohn der Erde / Schein’ ich; zu lieben gemacht, zu leiden“ (23–24). Das lyrische Ich meint also, dass ihm diese Erlösung nicht zu Teil werden soll, dass ihm diese Entwicklung nicht gegönnt ist. Wenn man aber mit Peter Härtling<sup>208</sup> die „um Nuancen veränderte Bedeutung“ von dem Wort „scheint“ in dem Schwäbischen dem Schriftdeutschen mit heranzieht, wobei „mehr fragendes Mißtrauen“ darin steckt, dürfen die Schlussverse eine etwas andere Deutung erfahren. In dem „Schein’ ich“ klingt dann auch ein Vorwurf mit, dass die Auffassung irgendwie falsch werden kann, oder missverstanden wird. In „Heimkunft“ bedeutet dies, laut Härtling, dass „im Vertrauten, im scheinbar Vertrauten, die Fremde“ steckt.<sup>209</sup> In der Ode „Die Heimath“ legt es die Möglichkeit offen, dass es zum Einen nicht unbedingt positiv zu deuten sei, „Ein Sohn der Erde“ zu sein, und zum Anderen, dass es nicht sicher ist, ob das lyrische Ich sich tatsächlich als „[e]in Sohn der Erde“ auffasst.

Dass die Heimat zentral in dieser Ode ist, ergibt sich natürlich durch den Titel und das Thema, aber nicht zuletzt die Position des Wortes „Heimath“ (12) im letzten Vers der dritten Strophe, also genau in der Mitte des Gedichts. Als Teil des durchkomponierten Gedichtkorpus Hölderlins darf dies nicht als Zufall gelten, wo auch in der früher erörterten Hymne „An die Natur“ der zentrale Gedanke genau in die Mitte gestellt wurde (dort: „Seele der Natur!“). In dieser Ode wird so die „Heimath“ das Zentrum, worum sich der Rest des Gedichts mit Anknüpfungen, Bildern und Gedanken elliptisch entfalten.

---

<sup>208</sup> Härtling, „Heimkunft“. S. 6.

<sup>209</sup> Ibid.

Die zwei Fragen an das Ufer in der ersten Strophe, „Stillt ihr der Liebe Leiden“ und „versprecht ihr mir [...] wenn ich komme, die Ruhe noch einmal wieder?“ sind Kernfragen, die im übertragenen Sinne auch an die Heimat gestellt werden. Denn warum kehrt man nach Hause, was bietet eigentlich die Heimat? Diese Verse beschreiben weitgehend die Bewegungen Hölderlins ziemlich gut, wenn man von Leben und Wanderungen spricht. Nach fast jedem neuen Projekt, das nicht so verlaufen ist, wie es der Dichter sich vorgestellt hat, kehrt er zurück ins elterliche Haus, in das heimatliche Schwaben und Nürtingen. Peter Härtling zufolge, ist das ständige Heimkehren bei Hölderlin nicht eindeutig, weil seine Taten und (Um-)Wege die Heimkunft immer erschwert: „So nähert er sich Nürtingen noch nicht, entfernt sich eher von ihm“.<sup>210</sup> Damit sagt Härtling, dass die Erfahrung Hölderlins von der Heimat, als ein Rückzugsort, wohin er nach jedem misslungenen Projekt zurückkehrt, das Erlebnis vom Heimatlichen entwertet. Das Heimkehren zum Ort bringt nach mehreren Versuchen weniger Ruhe und weniger Schutz vor dem Weltgewirr, beides wichtige Aspekte in der hölderlinsche Heimatauffassung. In der Dichtung wird zur selben Zeit die Heimat weniger ortsgebunden, und räumlich bedingt, sondern eher von einem Idealzustand oder einer Idealauffassung beeinflusst, die man nicht unbedingt erreichen kann.

### 5.3 „Die Wanderung“

In einem Brief an Friedrich Wilmans erzählt Hölderlin Dezember 1803 von seinem nächsten Projekt: „Einzelne lyrische größere Gedichte 3 oder 4 Bogen, so daß jedes besonders gedruckt wird weil der Inhalt unmittelbar das Vaterland angehn soll oder die Zeit.“<sup>211</sup> Und in einem Brief später im selben Monat: „Liebeslieder [sind] immer müder Flug [...] ein anders ist das hohe und reine Frohloken vaterländischer Gesänge.“<sup>212</sup> Hier scheint der Ehrgeiz des Dichters durch, so auch wird er in der Einleitung zum Kapitel „Die Vaterländischen Gesänge“ der StA präsentiert. Dort stellt die StA fest, dass in dieser Gruppe eine Auswahl von „ganz eigenen Gedichten“ vereinigt sind, und, dass sie „zum Ausdruck ihrer Eigenart auch einen besondern Namen statt einer abgegriffenen Gattungsbeschreibung verlangen.“<sup>213</sup> Hölderlin wohnt zu dieser Zeit noch bei seiner Mutter in Nürtingen. Er arbeitet an der Übersetzung von den „Sophokleischen Tragödien“ (erwähnt in beiden Dezemberbriefen an Wilmans), hat früher bereits Pindars Oden ins Deutsche übertragen, und schreibt jetzt seine vaterländischen

---

<sup>210</sup> Härtling, „Heimkunft“ S. 3.

<sup>211</sup> Brief an Friedrich Wilmans. 8. Dezember, 1803. StA VI, 1, S. 435.

<sup>212</sup> Op. cit. S. 436.

<sup>213</sup> StA II, 2. S. 680.

Gesänge in einer Form „ohne Vorbild in der deutschen Dichtung“, die aber mit griechischen und insbesondere Pindars Texten Ähnlichkeiten haben.<sup>214</sup> Die Gedichte aus dieser Gruppe bestehen aus formal-metrisch geregelten Strophen, die oft eine triadische Struktur aufweisen. Hölderlin hat in früheren Gedichten eine dreiteilige Struktur benutzt, jetzt aber sind die Gedichte durchgehend deutlicher vom griechischen Muster beeinflusst.<sup>215</sup>

Das hier zur Erörterung gewählte Gedicht „Die Wanderung“<sup>216</sup> entstand vermutlich „dem handschriftlichen Zusammenhang nach“ schon im Frühjahr 1801, und wurde 1802 in *Flora – Deutschlands Töchtern geweiht. Eine Quartalschrift von Freunden und Freundinnen des schönen Geschlechts* publiziert, von Hölderlin selbst eingeschickt.<sup>217</sup> Die Hymne, oder der Gesang, ist streng triadisch gebaut, mit dreimal 12, 12 und 15 Zeilen, also insgesamt neun regelmäßig wechselnden Strophen. Das gilt jedoch nur für die formale Struktur, die inhaltliche Gliederung stimmt nicht mit der strukturellen Einteilung überein, sondern steht verschoben oder gar widersprüchlich dar. Auf diese Stellen wird während der Interpretation hingewiesen.

Wer sich in diesem Gedicht, am Beispiel von den früher behandelten Gedichten, eine idyllische Schilderung vom heimatlichen Nürtingen oder von einer schwäbischen Naturlandschaft vorgestellt hätte, wird sich geirrt haben. Renata Berg-Pan schreibt davon: „Das Hauptanliegen Hölderlins in dieser Zeit war der Versuch, Klarheit [sic] über sein eigenes Verhältnis zum antiken Griechenland und, wichtiger noch, über das Verhältnis zwischen Deutschland und Griechenland zu erlangen.“<sup>218</sup> Berg-Pan meint also, dass „Die Wanderung“ als Teil eines Bildungsprojektes gesehen werden kann, das darauf ausgerichtet war, eine Ausführung von einem möglichen Verhältnis zwischen dem griechischen und dem deutschen Erbe oder Geschlecht zu geben, als das ein Gesang der eigenen Heimat darstellen sollte. Ob dies im Gedicht tatsächlich der Fall ist, werde ich versuchen, zu erörtern.

Die konkrete Handlung in der Hymne „Die Wanderung“ ist eine Völkerwanderung, aus der die griechische Kultur hervorgegangen ist. Die Beschreibung davon beginnt aber erst ab Zeile 31, mit der fast episch-lyrischen Zeitverschiebung „Es seien vor alter Zeit“. Davor stehen

---

<sup>214</sup> StA II, 2, S. 680.

<sup>215</sup> Beißner erklärt die frühere Struktur durch den Hegelschen Einfluss generell, und dessen Dreischnitt von These, Antithese und Synthese als besonderem Denkgesetz, StA II, 2, S. 680.

<sup>216</sup> StA II, 1, S. 138-141. Einzelne Zeilen werden im Text mit Zeilennummer in Parenthese angegeben.

<sup>217</sup> DKA, S. 849.

<sup>218</sup> Berg-Pan, Renata. „Friedrich Hölderlins Gedicht ‚Die Wanderung‘“ In: *Neophilologus*. 1975. Vol. 59/4, S. 563-578. S. 563. URL: <http://dx.doi.org/10.1007/BF01513975> [Stand 2.09.2012]

zwei einleitenden Strophen, die Bilder von der gegenwärtigen Gegend Schwabens bieten, und danach die Ankunft in Griechenland, das Ziel der Wanderung. Die Reise wird nicht beschrieben, sondern mitgeteilt, was eine Distanz oder Neutralität zum Erzählten vorgibt.

Die erste Strophe öffnet mit einer Ansprache an „Suevien, die Mutter! (1) und evoziert durch das darauf folgende eine etwas erweiterte Landschaft von Schwaben. In einer früheren Fassung meint Beißner zu erkennen, dass es hier aber nicht um das gegenwärtige Schwaben geht, sondern um ein altes Herzogtum, in welchem „das gesamte Quellgebiet des Rheins mit Zürich im Westen, Chur und auch (seit 1157) Chiavenna im Süden zum Herzogtum Schwaben“ gehörten.<sup>219</sup> Vergleich dazu auch Zeile 94, in dem der Rhein „Sohn der Mutter“, das heißt, Suevien, genannt wird. Die Landschaft wird so gründlich beschrieben, dass man als Leser sich in das Tal hineingeführt fühlen kann. So zum Beispiel durch die Phrasen „von hundert Bächen durchflossen! [...] Baume, [...] tiefgrünenden Laub [...] [benachbartes] Alpengebirg der Schweiz“ (4–8) und so weiter. In der nächsten Strophe erweitert sich der Blick, geht aufwärts, zu den Quellen der Wasserbächen oben an den Gebirgen. Einige wichtige Aussagen in Bezug auf das Heimat-Motiv, finden sich in der zweiten Hälfte dieser Strophe:

[...] Schwer verläßt,  
Was nahe dem Ursprung wohnt, den Ort.  
Und deine Kinder, die Städte,  
Am weithindämmernden See,  
An Nekars Weiden, am Rheine,  
Sie alle meinen, es wäre  
Sonst nirgend besser zu wohnen. (18–24)

Hier wird die schwäbische Gegend mit dem Ursprünglichen verglichen, vielleicht mit dem Ursprung des ganzen Geschlechts. Es ist ein Ort, wo alle Bewohner meinen, dass es keinen besseren Ort zu wohnen gibt, als hier, in dieser Landschaft, und, dass es jenen, die hier ihr Bleiben haben, nicht leicht fällt, die Stelle zu verlassen. Nach dieser einleitenden Preisung der Heimat kommt es in der nächsten Strophe zu einem Bruch: „Ich aber will dem Kaukasos zu!“ (25). Das lyrische Ich will nicht wie die anderen ruhig am selben Ort bleiben, und begründet es durch seine berufliche Zugehörigkeit: „Frei sei'n, wie Schwalben, die Dichter“ (28). Die

---

<sup>219</sup> StA II, 2, S. 716.



Freizügigkeit der Dichter wird hier wichtiger als die „verehrte, sichre Grenzen“<sup>220</sup> der Heimat, die vorwiegend positive Bewertung wird aber in der früheren Main-Ode eher zweideutig gezeigt. Dort handelt es von dem „heimatlose[n] Sänger; denn wandern muß / Von Fremden er zu Fremden,“<sup>221</sup> und die Freizügigkeit erscheint weniger selbstgewählt und mehr erzwungen. Die *Wanderschaft* ist so bei Hölderlin „ein temporär notwendiger, auch wohl begrüßter, Zustand, der fest in das Muster von Aufbruch – bereichernde Erfahrung der Fremde – Heimkehr gehört“, in den Wörtern Gregor Wittkops.<sup>222</sup> In der vorliegenden Hymne sind aber die Ungezwungenheit und die Aufbruchsmöglichkeiten der Dichter genau das Glück des Berufs. Bemerkenswert ist, dass der Wechsel nicht nach der ersten Triade geschieht, sondern in der dritten Strophe eingeschrieben ist, zuerst mit dem Fernweh des Dichters, bald danach mit der Völkerwanderung.

Erst jetzt, fast in der Mitte der dritten Strophe, kommt es zu der Völkerwanderung, die fast episch geschildert wird. Eine Volksgruppe, „das deutsche Geschlecht“ (32) ist von ihrer Gegend fortgezogen, und zusammen mit den „Kindern der Sonn’ / am schwarzen Meere gekommen“ (36–37). Es handelt also von zwei verschiedenen Gruppen, oder Geschlechtern, die zu einer Zeit zusammen hier angekommen sind. Die Zweiheit wird in der nächsten Strophe noch durch die Auseinandersetzung zwischen den beiden verdeutlicht – „die Anderen“ (41) und „die Unseren“ (42) – wo keiner davon die Sprache der anderen verstehen konnten. Es dürfte hier zu einem Streit gekommen sein, „wenn nicht [...] Gekommen wäre die Kühlung“ (45–46). Laut Renata Berg-Pan wird diese Kühlung oft als „auf den heiligen Geist im christlichen Sinne bezogen“, selbst meint sie aber, dass hier „eher vom Aether die Rede“ zu sein scheint.<sup>223</sup> Wolfgang Binder weist seinerseits auf die „Hölderlinische Liebe“ hin.<sup>224</sup>

Wie auch immer die „richtige“ Deutung dieser Kühlung sein mag, die Wirkung ist momentan: „Die Lächeln über das Angesicht [...] breitet [...], dann reichten sie sich / Die Hände liebend einander“ (48–51). Und die Folgen? Die zwei Gruppen schließen Freundschaftsbande, Waffen werden getauscht, und „es wünschen / Die freundlichen Väter umsonst nichts / Beim Hochzeitsjubiläum den Kindern“ (54–56). Aus den zwei Völkern wächst ein neues Geschlecht hervor, „schöner, denn Alles, / Was vor und nach / Von Menschen sich nannt“ (58–60). Im Ausgang dieser fünften Strophe wird dann der Übergang zum nächsten Inhaltsglied durch

---

<sup>220</sup> „Die Heimath“, Z. 13.

<sup>221</sup> „Der Main“. StA I, 1, S. 303-304, Z. 26.

<sup>222</sup> Wittkop. *Hölderlins Nürtingen*. S. 84.

<sup>223</sup> Berg-Pan. „Die Wanderung“. S. 566.

<sup>224</sup> Binder, Wolfgang. „Die Wanderung.“ In: HJb. Bd. 21, 1978/79. S. 170-205, hier S. 186.

zwei Fragen introduziert, erst „wo“ diese „liebe Verwandten“ wohnen, und zweitens, „wie“ kann der Bund wieder hergestellt werden? Das ist der Grund dafür, dass der Dichter seine Heimat verlassen hat, er will – oder muss – seine griechischen Ahnen bloßlegen, und ihnen mit seinen Verwandten gedenken.

Das doppelte „wo“ erhält schon in der nächsten Strophe seine Antwort: „Dort an den Ufern [...] Ionas“ (64–65), und weiter: „Dort wart auch ihr, ihr Schönsten!“ (78) In dieser Strophe kommen viele Bilder kurz hintereinander, erstens in einer Bewegung vom Osten zum Westen hin, in der Reihenfolge der Kulturblüten, aufgelistet, dann über das Meer (vergleiche die Auflistung der verschiedenen Inseln in der Strophe) zur griechischen Küste.<sup>225</sup> Der Blick erweitert sich dann ganz plötzlich, der ganze Raum zwischen der Quelle Parnassos im Westen „bis zu dem Tmolos“ (73) im Osten kommt mit einem Mal ins Bildfeld. Zudem wird das Bild der „Goldglänzenden Bächen“ (74) aus der ersten Strophe („glänzenderen [...] von hundert Bächen durchflossen“ (2–4)) wiederholt.

Die letzte Triade (die letzten drei Strophen) sind in drei Grundgedanken eingeteilt. Erst kommt das Lob von Ionia, „Land des Homers“ (79), dann Ankunft am Ziel der Wanderung und das Erlebnis von dem, wovon der Dichter die ganze Reise geträumt hat: „euch, ihr Inseln, zu sehn, und euch / Ihr Mündungen der Ströme [...]“ (88–89). Es erscheint als eine von einem nahezu euphorischen Zustand angeregte Auflistung. In der vorletzten Strophe wird der zweite Grundgedanke klar; dass der Wanderer, der die Reise durchgeführt hat, kein Sinn zum Bleiben hat. Er will aber nicht, wie der „Zurückgestoßne“ (96) gegangen sein, sondern ist um „euch einzuladen“ (98) zu den „Gratien Griechenlands [...]“ gegangen, / Daß, wenn die Reise nicht zu weit ist / Zu uns ihr kommen, ihr Holden!“ (99–102). Die Wanderung wurde also gemacht, um die Gratien, die „Charitinnen“ (109) einzuladen, um die schönsten von allen Geschlechtern nach Hause bringen zu können.<sup>226</sup> Der dritte Grundgedanke kommt in der letzten Strophe, und dreht sich um das schlummernde Verhältnis der Gegenwart zu ihrem Erbe. Sie spricht von den Pfeilen, die der Morgen „Uns Allzudedultigen“ schickt (104–106), die den Menschen von ihrer „allzu lange[n]“ Zufriedenheit „mit unserem kultur-dürftigen Zustand“<sup>227</sup> zu wecken versucht. Zweck der Einladung von den Gratien ist dann „durch sie

---

<sup>225</sup> DKA. S. 851-852.

<sup>226</sup> Vgl. die Beschreibung der fünften Strophe von der Vermählung der zwei Völker, und das Aufwachsen eines Geschlechts, dass „schöner, denn Alles, / Was vor und nach / Von Menschen sich nannt“ (58-60).

<sup>227</sup> DKA. S. 853.

eine geistige und kulturelle, d.h. aber religiöse Verfeinerung in Deutschland einzuführen“.<sup>228</sup> Eine konkretere Interpretation wäre, dass die „Lüfte“ (103) im „Morgen“ (104) leichter werden, und somit den Dichter oder den Wanderer von seinen Träumen aufweckt, und ihn zur weiteren Meditationen und Gedanken anspricht.

Lassen wir uns aber von der erstgenannten Deutung weiterführen. Darin entsteht das Bild einer Heimat, die auf einem falschen Weg ist und irgendwie gerettet werden müsste. Die früher zitierte Main-Ode, und die darin gesehene Heimatlosigkeit der Dichter, sowie die „erzwungene Freizügigkeit“, finden in der Wanderung eine mögliche Hilfe, eine Lösung, in der Wiedervereinigung der zwei Völker und der erneuten Inspiration der griechischen Kulturhöhe. Ob dies in Hölderlins Auffassung überhaupt noch möglich ist, kann nicht eindeutig dargelegt werden. Binder meint, dass Hölderlin in „der Zeit endgültiger Selbsterklärungen“ um die Jahrhundertwende, von folgender Einsicht überzeugt worden ist: „Heimat haben und Heimat dichten sind zweierlei, und das Dichten verlangt den Verzicht auf das Haben.“<sup>229</sup> Hierin sind einige der Grundgedanken aus der Einleitung zum Heimat-Begriff erkennbar, worin man die Heimat nur dann wirklich sehen kann – und sie somit auch als Objekt der Dichtung dienen kann – wenn es von außen, von der Fremde, gesehen und wahrgenommen wird. So sieht es auch bei Auerbach aus, solche Behauptungen finden sich in Schlinks Essay wieder, und werden in den philosophischen Texten Gadamers und Heideggers dargestellt. Eine zweite, generelle Behauptung Binders zu den Gedichten nach der Jahrhundertwende bezieht sich auf die Entwicklung vom Verhältnis zwischen dem Eigenen und dem Fremden. Dabei weist er auf zwei Gedichte hin; „Brod und Wein“<sup>230</sup> und „Am Quell der Donau“<sup>231</sup>, die in dieser Aufgabe aus Platzgründen nicht erörtert werden.<sup>232</sup> Binder sieht zwischen diesen drei Gedichten die folgende Entwicklung des Verhältnisses vom Eigenen und Fremden:

„Brod und Wein“: das Eigene ist im Fremden zu finden. „Am Quell der Donau: das Fremde ist unerkannt im Eigenen schon anwesend und muß noch begriffen werden.

---

<sup>228</sup> Berg-Pan. „Die Wanderung“. S. 571.

<sup>229</sup> Binder. „Die Wanderung“. S. 182.

<sup>230</sup> StA II, 1. S. 90-95.

<sup>231</sup> StA II, 1. S. 126-129.

<sup>232</sup> Für einen kurzen Durchgang von „Brod und Wein“, siehe z.B. Kreuzer. *Hölderlin-Handbuch*. S. 327-331.

„Die Wanderung“: das Fremde soll förmlich eingeholt und fürs Eigene fruchtbar gemacht werden.<sup>233</sup>

Dieser Kontrast zwischen dem Eigenen und dem Fremden ähnelt insofern dem von Heimat und Ferne, dass es hier besonders interessant ist, diese Entwicklung in Zusammenhang mit der Entwicklung des Heimat-Motivs bei Hölderlin zu stellen. Binders Funde haben ihre Entwicklung in einer verhältnismäßig kurzen Periode durchgelaufen, dürfen jedoch auch für die längere Zeitspanne dieser Arbeit einbezogen werden. Darauf ist in der folgenden Erörterung von „Mnemosyne“ über eine längere Zeitspanne zurückzukommen, wie auch in dem abschließenden Abschnitt dieses Kapitels.

## 5.4 „Mnemosyne“

Zu den Vaterländischen Gesängen gehört auch „Mnemosyne“<sup>234</sup>, eine der wichtigsten Hymnen der späten Dichtungen Hölderlins. Die vaterländische oder heimatliche Perspektive ist zwar weniger ausgesprochen als in einigen von den anderen Gedichten dieser Gruppe, aber die zweite Fassung zeigt einige interessanten und wichtigen Elemente der Heimatdichtung. Hier können auch Verbindungen zu früheren Gedichten Hölderlins gezeigt werden. Bevor die zweite Fassung als Forschungsobjekt herangezogen wird, muss einiges zu der in diesem Fall besonderen Editionsproblematik aufgeklärt werden.

Die fehlende Reinschrift dieser Hymne hat viele Interpreten und Herausgeber gestört, und weil Überlieferungen von verschiedenen Fassungen ziemlich verwirrend und chaotisch sind, wäre eine Editionsphilologische Auslegung und Argumentation zu umfassend für die vorliegende Arbeit. In der *Großen Stuttgarter Ausgabe* von Friedrich Beißner wird „Mnemosyne“ in drei verschiedenen Fassungen abgedruckt, jede mit drei siebzehnzeiligen Strophen. Diese Struktur ist auch in der Frankfurter Ausgabe (Sattler), der Münchner Ausgabe (Knaupp) und in Schmidts *Sämtliche Werke* behalten. Dietrich Uffhausen<sup>235</sup> stellt jedoch eine vierstrophige Version neben der dreistrophigen, wofür auch Flemming Roland-Jensen<sup>236</sup> plädiert. Ich werde hier keine Stellung zu dieser Problematik nehmen sondern aufgrund der

---

<sup>233</sup> Binder. „Die Wanderung“. S. 171-172.

<sup>234</sup> Drei Fassungen; StA, II, 1. S. 193-198. Hier wird hauptsächlich die zweite Fassung benutzt; S. 195-196, und einzelne Zeilen aus dieser Fassung werden im Text mit Zeilennummer in Parenthese angegeben.

<sup>235</sup> Uffhausen, Dietrich. „Bevestigter Gesang.“ *Die neu zu entdeckende hymnische Spätdichtung bis 1806*. Stuttgart: Metzler. 1989. S. 160.

<sup>236</sup> Roland-Jensen, Flemming. *Hölderlins Muse: Edition und Interpretation der Hymne Die Nymphe Mnemosyne*. Würzburg: Königshausen & Neumann. 1989.

deutlichsten Verbindung zum Heimat-Thema in der ersten Strophe, die zweite Fassung aus der StA als meinen Haupttext nehmen.<sup>237</sup>

Die zweite Fassung von „Mnemosyne“ ist vermutlich im Herbst 1803 entstanden, also während einer Zeit, die Hölderlin in Nürtingen verbrachte. Wie andere Hymnen der Zeit, kreist auch diese um das Thema des Verhältnisses zwischen dem alten Griechenland und der Gegenwart, das Thema wird aber „unter einem spezifischen Aspekt dargestellt: dem des Gedächtnisses.“<sup>238</sup> Den Titel *Mnemosyne* entnimmt Hölderlin seiner Beschäftigung mit dem Griechischen. Die Göttin der Erinnerung und des Gedächtnisses war Tochter des Uranos und der Gaia, sowie die Mutter der Musen.<sup>239</sup> Sie steht aus diesem Grund in einer Sonderstellung den Dichtern gegenüber. Ihr Name verleiht dem Gedicht einen thematischen Klangboden, der auch in jenen Fassungen präsent ist, die nicht einen konkreten Hinweis auf die „Mnemosyne Stadt“ haben.<sup>240</sup> Auf einige der wichtigen Unterschiede zwischen den Fassungen werden wir später zurückkommen.

Die erste Strophe dieser Fassung wird häufig die „Zeichenstrophe“ genannt, und wird als zweite Strophe in der Vierstrophenversion von Uffhausen eingestuft. Die Strophe versucht ein Bild davon zu geben, wie ein „wir“ gerade dabei ist, die Sprache zu verlieren, und in die Fremde hineinzugehen. Trotzdem wirkt aber die Möglichkeit, sich etwas Wahres zu ereignen, anwesend, und die Strophe legt zwei Behauptungen dar, bevor es zu einer Wende kommt. Die erste Behauptung ist diejenige, von welcher die Strophe ihren Name bekommen hat:

Ein Zeichen sind wir, deutungslos  
Schmerzlos sind wir und haben fast  
Die Sprache in der Fremde verloren. (1–3)

Das unbestimmte „wir“ ist in die Fremde gereist, wo es eines der wichtigsten Identitätszeichen der Menschen überhaupt, zu verlieren scheint: die Sprache. Arne Melberg schreibt folgendes: „In der *Fremde* sind wir *fast* ohne Sprache, damit ohne Gedächtnis, Leid,

---

<sup>237</sup> Die Unterschiede zwischen den Fassungen sind am deutlichsten durch die unterschiedlichen ersten Strophen zu erkennen. Einige Lesarten werden zur Hilfe der Deutung herangezogen werden.

<sup>238</sup> Beyer, Uwe. *Friedrich Hölderlin. 10 Gedichte*. Stuttgart: Reclam. 2008. S. 211.

<sup>239</sup> Vgl. *Der Kleine Pauly. Lexikon der Antike*. München: Deutsche Taschenbuch Verlag. 1979. Bd. 3. S. 1370-1371.

<sup>240</sup> Vgl. dazu die dritte Fassung, StA II, 1, S. 197-198, V. 46.

Geschichte.<sup>241</sup> Die Sprache wird so zum Ausdruck der menschlichen Zugehörigkeit, die in der Fremde schwer zu erlangen und erleben ist, wegen der Grenzen der Kommunikation. Die Sprache ist vielleicht genau deshalb ein kraftvolles Symbol dafür. Gleichzeitig wird aber das lyrische Wir zu einem Zeichen reduziert, das nicht gedeutet werden kann, oder gar die eigene Schmerzlosigkeit deuten kann. Das Zeichen ist entweder deutungslos schmerzlos, oder deutungslos und schmerzlos, je nachdem wie man die Versteilung liest. Wenn das Wir deutungslos schmerzlos ist, kann es seine eigene Schmerzlosigkeit nicht deuten, wie oben gesagt. Wenn das Wir aber sowohl deutungslos als auch schmerzlos sind, wird das Wir irgendwie vom körperlichen erlöst, und der Zeichencharakter nimmt die Stelle des menschlichen ein. In der Fremde sind die Bände zur Heimat, hier durch die Sprache und die Sprachlosigkeit dargestellt, fast zerrissen worden. Das relational bedingte Wir ist zu einem Zeichen geworden, und kann nicht mehr als eine Geborgenheit in der Fremde gelten. Das Heimatliche scheint dadurch verloren gegangen, durch das „fast“ wird jedoch vielleicht eine kleine Möglichkeit des Wiederkommens offengehalten.

Bei Hölderlin wurde die Fremde früher als etwas, das einen näher an die Heimat bringen kann, beschrieben (z.B. in „Einst und Jetzt“ und „Die Wanderung“). Durch das Erlebnis von Fremde rückt die Heimat näher, wird leichter zu verstehen, weil der Rahmen des Verständnisses – wenn man seine eigene Heimat von außen beobachten kann – sich erweitert. Ähnlichen Gedanken äußert Hölderlin im schon Dezember 1801 geschriebenen Brief an Böhlendorff:

Wir lernen nichts schwerer als das Nationelle frei gebrauchen. [...]; das eigentliche nationale wird im Fortschritt der Bildung immer der geringere Vorzug werden. [...] das eigene muß so gut gelernt seyn, wie das Fremde. Deswegen sind uns die Griechen unentbehrlich. Nur werden wir ihnen gerade in unsrem Eigenen, Nationellen nicht nachkommen, weil, wie gesagt, der freie Gebrauch des Eigenen das schwerste ist.<sup>242</sup>

Von dem Nationellen, dem Eigenen, muss man sich befreien, man muss anderes erleben. Das Neuerlernen vom Eigenen muss gleich wie das Erlernen der Fremden geschehen. Aber vielleicht ist es so, wie in „Einst und Jetzt“, dass die Fremde zuerst erfahren werden muss, bevor die Möglichkeit zur neuen Erfahrung des Eigenen entsteht. In dem zweiten Brief an

---

<sup>241</sup> „I det ‚främmande‘ är vi ‚nästan‘ utan språk, därmed utan minne, sorg, historia”. Melberg, Arne. *Några Vändningar hos Hölderlin*. Stockholm: Symposion. 1995. S. 144, meine Übersetzung.

<sup>242</sup> Brief an Böhlendorff. 4. Dezember, 1801. StA VI, I. Nr. 236, S. 425-426.

Böhlendorff schreibt Hölderlin von der Heimkunft, von der Wiederentdeckung des Heimatlichen nach der Erfahrung der Fremde: „Die heimatliche Natur ergreift mich auch um so mächtiger, je mehr ich sie studiere“<sup>243</sup>. Nach der Zeit in Bordeaux und der Erkenntnis, dass er vielleicht nie zurück in die Heimat kommen würde, bekam er die notwendige Distanz zum Eigenen.<sup>244</sup> Mit dem Verzicht ist die Wiederentdeckung ermöglicht worden, aber auch ein Risiko kann damit verbunden werden: die Heimat kann in der Fremde, in dem Versuch, sie durch die Erfahrung der Fremde besser zu verstehen, verlorengehen.

Die zweite Behauptung vor der Wende in der ersten Strophe kann sowohl als eine selbstständige Äußerung wie auch eine Art Erklärung der ersten gelesen werden. Über den Menschen, an dem Himmel, ist ein Streit, der nicht nur himmlische Verhältnisse beeinflusst, sondern auch die Gesetzlosigkeit der Elemente verursacht.<sup>245</sup> Es ist hier interessant, dass der Sprecher „das Meer“ ist (6–7). Die Menschen, das „wir“ haben ihre Sprache fast verloren, aber das Meer redet noch, vermittelt noch, und hat, wie auch die „Ströme“ (7), so eine Selbstständigkeit, die sich nicht von himmlischen Streit oder Menschen beeinflussen lässt. Diese hat aber auch eine Grenze, denn „Zweifellos ist aber Einer. Der / Kann täglich es ändern“ (9–10). Es gibt also, trotz der Gesetzlosigkeit, die Melberg besonders in den Versen „Ströme müssen / Den Pfad sich suchen“ (7–8) zu sehen meint, einen, der die Macht hat, ohne „Gesez“ (11) alles zu tun oder zu verändern, damit ein Blatt „tönen“ darf, und Gegensätze nebeneinander erscheinen können, wie „Eichbaume [...] neben / Den Firnen“ (11–12).

Nach der Einführung von diesem „der“, ist auch das persönliche „wir“ von dieser Strophe fort. Wo die erste Hälfte der Strophe von einem „wir“ und von Menschen zwischen gesetzlosen Elementen spricht, was Melberg seinerseits eine „kosmische Gesetzlosigkeit“ nennt,<sup>246</sup> führt in der zweiten Hälfte zu etwas weniger menschlichem. Die Strophe wandelt sich in eine mehr objektive, bestätigende Form mit den Beschreibungen von der „Himmlischen“ (13) und Behauptungen der vielen Möglichkeiten. Hier stehen Bäume und Eis nebeneinander, als Einheit in ihrer Verschiedenheit, hier „tönet das Blatt“ (12), und hier wird festgestellt, dass die „Himmlischen“ nicht alles vermögen (12–13). Eine sehr wichtige Pointe ist für Melberg „das Echo“ im Vers 14. Ihm zufolge, darf die Struktur der Strophe zu diesem

---

<sup>243</sup> Brief an Böhlendorff. November 1802. StA VI. Nr 240. S. 432-433.

<sup>244</sup> Vgl. „Ich habe lange nicht geweint. Aber es hat mich bittre Thränen gekostet, da ich mich entschloß mein Vaterland noch jetzt zu verlassen, vielleicht auf immer. Denn was hab' ich lieberes auf der Welt?“ Brief an Böhlendorff. 4. Dezember 1801. S. 427-428.

<sup>245</sup> Melberg. *Några Vändningar hos Hölderlin*. S. 144

<sup>246</sup> Ibid.

Wort reduziert werden: Echo, da hier eher dialogisch als (wie in Hölderlins früheren Gedichten üblich gewesen ist) dialektisch geredet wird. Das hängt damit zusammen, dass Melberg eine vierstrophige Version bevorzugt, womit ein Echo-Effekt aus den früheren klar triadischen Gedichten Hölderlins geworden sind. Die Verse nach der Wende können in diesem Zusammenhang als eine verkürzte und objektivere Wiederholung vom ersten Teil der Strophe gelesen werden. Die Wende etabliert so ein Schisma zwischen Göttern und Menschen, eine Kluft zwischen dem menschlichen und dem nicht-menschlichen, dem anderen. Es dreht sich um einen Prozess der Verstummung der Menschen (die ihre Sprache in der Fremde fast verloren haben), via das Schweigen der Götter (das nur durch die Gesetzlosigkeit der Elemente erkennbar sind), zum Geräusch der Menschen und der Natur (wenn das Blatt tönt), eine Wende, also, von Stille zur Sprache. Auf das Verhältnis zwischen Sprache und Heimat wird im letzten Teil dieses Kapitels zurückzukommen. Die Strophe tönt mit der Aussage aus: „Lang ist / Die Zeit, es ereignet sich aber / Das Wahre“ (15–17). Es bleibt auch in dem Fluss der Zeit etwas Wahres, wenn alles sonst verlorengelassen kann.

Die zweite Strophe beginnt und endet mit einer Frage. Die erste, „Wie aber liebes?“ (18) setzt einen intimen und dialogischen Ton, der die ziemlich objektive Anschauung am Ende der ersten Strophe, nach der Wende, kontrastiert. Es ist nicht unmittelbar klar, an wen die Frage gerichtet ist, auch nicht wovon hier die Rede ist. Melberg meint, dass die Frage an das „wir“ gerichtet ist, und, dass nach der Deutung der Behauptungen der ersten Strophe gefragt wird, sowohl als auch wie das „Wahre“ erreicht werden soll.<sup>247</sup> Er argumentiert weiter dafür, dass die Strophe zwar keine Antworten gibt, sondern ein Milieu für eine Antwort darstellt, ein hypothetisch-utopisches Gebiet, das im Gegensatz zur „Fremde“ der ersten Strophe steht, und durch das Sonnenschein und den Tag wird ein Schlaglicht an verschiedenen Tageszeichen, sowie von Kontrasten gebildeten Einheiten, geworfen. Hier ist auch der hölderlinsche Schönheitsbegriff von der Vereinigung des Gegensätzlichen erkennbar, worin die Harmonie der gelungenen Verflechtung diametraler Gegensätze das Ziel ist. Das Weiß und Grün (Eis und Baum) der ersten Strophe kehrt zurück in „Schnee, wie Majenblumen“ (25) und in der Zusammenstellung von „der grünen Wiese / Der Alpen“ (28–29). In dem letzten Beispiel kann auch der Unterschied zwischen Himmel und Erde erkannt werden, zusammen mit den Grenzen dazwischen. Das Symbol der Grenze wird schon im folgenden Vers, mit dem Kreuz, wiederaufgenommen, anschließend introduziert die Strophe das Bild von einem

---

<sup>247</sup> Melberg, *Några Vändningar hos Hölderlin*. S. 147-148.



Wandersmann (33), der „redend [...] mit / Dem andern“ geht (30, 33–34). Die Einführung des Wander-Motivs ergibt hier eine Kontinuität in der Entwicklung vom Verhältnis zwischen Eigenen und Fremden, welches hier als eine Fortsetzung des unter „Die Wanderung“ beschriebenes Verhältnisses gesehen werden kann. Dort sollte die Fremde erfasst und für das Heimatliche eingesetzt werden, hier wird dies aber als zunehmend schwieriger dargestellt. Die erhabenen Erlebnisse von der Wanderschaft und dem Heimkehr sind nicht mehr in der Dichtung zu sehen und die frohe Heimkehr wird dadurch mit einem Fragezeichen versehen. Schließlich läuft dann auch der Dichter den Gefahr, die eigene Sprache im Versuch zu verlieren.

Die abschließende Frage dieser Strophe deutet auf die nächste Strophe hin: „aber was ist diß?“ (34). Die dritte Strophe evoziert mehrere Figuren der Homerischen *Iliade* und des Trojanischen Krieges, und trägt den Leser weit von den Beschreibungen der Alpenlandschaft in der mittleren Strophe weg. So wird das Gedicht auch inhaltlich an die griechische Antike angeknüpft. Die drei Figuren sind je für etwas Besonderes bekannt: Patroklos für Freundschaft, Ajax für seinen Wahnsinn und späteren Selbstmord, und Achilles für seinen Heldenstatus und seine Halbgottheit. Der gemeinsame Nenner ist aber der Tod, ihr Sterben. Das „wir“ aus der ersten Strophe, wandelt sich zu einem einsamen „Ich“, das einzig, oder einsam Überlebende. Das Possessivpronomen in „mein Achilles“ zeigt die Nähe, die fast persönliche Verbindung zwischen dem Ich und den antiken Helden, eine Verbindung, die den Helden durch das Gedicht in die Gegenwart rückt, zum lyrischen Ich und näher zum Leser, womit auch die Verbindung zwischen den Epochen verschärft wird.

Auch die göttliche oder himmlische Einwirkung aufs Leben wird hier erhalten: „Mit eigener Hand / [...] doch göttlich / gezwungen“ (45–46). Zusammen mit dem gemeinsamen Nenner der Helden, kann dies als eine Referenz zum Selbstmord Ajax’ gelesen werden, der noch deutlicher in der Erklärung „Unwillig nemlich / Sind Himmlische, wenn einer nicht die Seele schonend sich / Zusammengenommen“ (48–50). Genau das Zusammennehmen ist hier wichtig, weil es, wieder nach Melberg, hier positive Konnotationen aufweisen muss, nicht nur weil derjenige, der sich zusammennimmt dadurch der Unwilligkeit der Götter ausweichen durfte, sondern weil es die Gegensätze des ganzen Gedichts vereint.<sup>248</sup> So wird das Gedicht selbst zu einem Beispiel von vereinten Gegensätzen und der harmonischen Schönheit, und nicht nur Eichbäume und Firnen, Schnee und Majenblumen, sondern auch die Gegenwart und

---

<sup>248</sup> Melberg, *Några Vändningar hos Hölderlin*. S. 153.

das Vergangene dürfen jetzt als etwas Zusammengenommenes gesehen werden. Besonders verstärkt wird diese Gegensätze in den vierstrophigen Versionen, wozu Stefan Schenk-Haupt (mit Ausgangspunkt in der dritten Fassung der StA von „Mnemosyne“) schreibt: „Die Hinzufügung der ‚Zeichenstrophe‘ zerstört [...] die symmetriebildende adversative Struktur und damit die triadische Gedankenfolge. [...] Der Text zerfällt in zwei weitgehend eigenständige Hälften. Die vierstrophige Gestalt des Textes verschärft den Gegensatz zwischen Himmlischen und Irdischen, zwischen bedrohlichen und idyllischen Situationen.“<sup>249</sup> Somit erkennt Schenk-Haupt, dass die Textgestaltung ziemlich große Konsequenzen hat. Aber er sieht auch, dass die Zeichenstrophe durch ihre thematische Wiederaufnahme und Vorwegnahme der umliegenden Strophen „die Korrespondenzstruktur“ verstärken, „welche dem gesamten Text zugrunde liegt“.<sup>250</sup> Die Gegensätze sind auch einfach in der triadischen Struktur zu erkennen. Aber wie hängt diese Vereinigung von Gegensätzen mit der Heimat zusammen?

In der ersten Strophe kann die Heimat in einer Negation der Fremde erahnt werden. Erst durch die „heimatliche Salamis“ in der dritten Strophe wird die Heimat ausdrücklich in das Blickfeld geholt. In der späteren dritten Fassung dieses Gedichts<sup>251</sup> wird hier für „heimatlich“ „unbewegt“ eingesetzt, was in der vorliegenden Arbeit besonders an das Gedicht „Der Wanderer“ und die vorletzte Strophe erinnert: „Unfreundlich ist, und schwer zu gewinnen, / Die Verschlossene [...] die Mutter“<sup>252</sup>. Das Heimatliche verschwindet jedoch durch diesen Wortwechsel nicht völlig aus „Mnemosyne“, sondern wird die Heimat früher eingesetzt, bereits in der ersten Behauptung der zweiten Strophe: „Und heimatlich die Schatten der Wälder“. Dasselbe Vers in der zweiten Fassung lautet: „Und tief mit Schatten die Wälder“(20). Obwohl die Heimat in der zweiten Fassung nicht direkt evoziert wird, kann sie durch das Wald-Motiv erahnt werden. Laut Bernhard Böschenstein kann der Wald als „das charakteristische Merkmal des Abendlandes“ stehen, aber auch für das Heimatliche.<sup>253</sup> Die heimatlichen Schatten begrüßen, die tiefen Schatten können aber auch eine Vorahnung der Fremde darstellen. Der schattige Wald wird ein Bild des Übergangs, der hier „schattig und

---

<sup>249</sup> Schenk-Haupt, Stefan. „Wege der Annäherung an Hölderlins ‚Mnemosyne‘“ In: *Literatur in Wissenschaft und Unterricht*. Jg. 42. 2009/3. S. 149-170, hier S. 160.

<sup>250</sup> Ibid.

<sup>251</sup> StA II, 1. S. 197-198. Lesarten aus StA II, 2, S. 816-830.

<sup>252</sup> „Der Wanderer“. Z. 92-93.

<sup>253</sup> Böschenstein, Bernhard. *Hölderlins Rheinhymne*. Zürich/Freiburg i.Br.: Atlantis. 1968. S. 24. Vgl. dazu auch Christian Janss. „Der Rhein“ – Hölderlins Metapher. Oslo: Faculty of Arts. University of Oslo. 2001. S.39.

diffus“ scheint, aber auch „blendend klar“ sein kann.<sup>254</sup> Er stellt eine Grenze dar zwischen dem Bekannten und dem Unbekannten, zwischen der Heimat und der Fremde. Die Frage *wie?* wird so mit dem Bild der schattigen Wäldern, ein Tableau, das „friedsam“ (22) benannt wird. Die Ruhe steht also nicht nur für die Heimat und das Heimatliche, wie es in zum Beispiel „Die Meinige“ und „Die Stille“ gesehen worden ist, sondern zeigt sich auch an der Grenze, in der Wahrnehmung von Möglichkeiten der Heimkehr sowohl als auch vom Verreisen. Im Gegensatz dazu kann das Wort „Wald“ auch „allegorisch für Sprache“ gelesen werden<sup>255</sup>, womit die früher eingeleitete Diskussion von dem Verhältnis zwischen Heimat und Sprache auch hier mit einbezogen werden darf. Wenn der Wald so auch die Schatten der Sprache symbolisiert, werden aber der „Heimkehr zur Sprache“, die in der Einleitung in Zusammenhang mit den Texten von Heidegger und Gadamer erwähnt worden ist, eine extra Dimension verliehen. Darauf wird im abschließenden Teil dieses Kapitel zurückgekommen.

In einer korrigierten Version der ersten Fassung tritt die Heimat noch früher ein, wo zwischen den Zeilen der ersten Strophe „und es findet eine Heimath / Der Geist“ eingefügt worden ist.<sup>256</sup> Die Heimat ist also in allen Fassungen der „Mnemosyne“ zentral geblieben, unterschiedlich sind nur die Darstellung davon in den verschiedenen Bearbeitungsphasen des Gedichts. Geht es um die heimatlichen Wälder, die bekannten Schatten oder das Heimatliche im Griechischen, alles soll eigentlich durch die Dichtung in Verbindung gebracht werden, denn nur durch die Aneignung des Fremden, kann die wahre Erfahrung des Eigenen erst recht begonnen werden.

Wenn die letzte Strophe über den Tod der Helden und die Einsamkeit der Dichter geht, kann eine Beziehung zwischen dem Ende und dem Anfang des Gedichts erkannt werden. In der ersten Strophe wird von einem Zeichen gesprochen, von der Möglichkeit eines Sprachverlustes in der Fremde. Dieses wird in der letzten Strophe mit dem Tod gespiegelt, durch den Tod Ajax' in der Fremde, womit nicht nur sein Leben, sondern auch seine Sprache in der Fremde verlorengehen. Die Übertragung zum Dichter selbst, oder auf jeden Fall auf das lyrische Ich oder das lyrische Wir, ist augenfällig, als ein Bild vom Verlieren der poetischen Sprache.

---

<sup>254</sup> Janss. „Der Rhein“ – Hölderlins Metapher. S. 38.

<sup>255</sup> Op. cit. S. 39.

<sup>256</sup> Lesart zu Z. 4-8, StA II, 2. S. 820.

## 5.5 Heimat in der Spätdichtung

Die Heimatdichtung Hölderlins kommt in dieser Periode zur vollen Blüte. Die Idealbeschreibung vom Heimkehren eines Schiffers, der in „Die Heimath“ gegeben wird, wird durch einen Konjunktiv problematisiert, und das Bild von Heimat erhielt dadurch eine Ambivalenz, die auch in Hölderlins eigenen Erfahrungen von Heimkehren und Heimat erahnt werden kann. Weiter stellt „Die Wanderung“ die Heimat, das Eigene, dar, als etwas, das irgendwie gerettet werden muss, durch die Wiederherstellung der antiken Bunde mit fernen Verwandten. Sehr wichtig war die von Wolfgang Binder vorgenommene Entwicklungsbeschreibung vom Verhältnis zwischen dem Eigenen und dem Fremden, wobei Parallelen zwischen dem in den Gedichten dargestellten Verhältnis und den gleichzeitigen Erfahrungen und der Entwicklung des Dichters tatsächlich sichtbar sind. Das Wichtigste ist immerhin, dass die Erfahrung von sowohl dem Eigenen als auch dem Fremden wichtig ist, um die Welt wirklich kennenzulernen. Die verschiedenen Stadien davon hat Binder somit in Zusammenhang mit einigen wichtigen Gedichten Hölderlins gestellt.<sup>257</sup>

„Mnemosyne“ kann gewissermaßen als eine Weiterentwicklung dieses Systems bewertet werden, in dem jedoch das Fremde einen finsternerer Charakter zu erhalten scheint als in den früheren Gedichten. Die Möglichkeit, dass der Versuch, das Eigene durch das Fremde zu fassen, auch misslingen kann, und der Dichter dadurch seine Sprache zu verlieren riskiert, wird einbezogen. So kann auch „Mnemosyne“ als einer Übergang zu dem tatsächlichen Verlieren der bisher entwickelten dichterischen Sprache Hölderlins in der Umnachtungsdichtung aufgefasst werden. Es kann jedoch behauptet werden, dass hier ähnliche Verbindungen zwischen Heimat und Sprache als die, die einleitend in Bezug auf Heidegger und Gadamer erwähnt wurde, dargestellt werden. Durch die Zeichenstrophe wird die Heimkehr als eine Rückkehr zur Sprache geschildert. Die Gleichsetzung von der Reise und der hermeneutischen Erfahrung wurde also von Hölderlin bereits in „Mnemosyne“ ein Thema, hundertachtzig Jahre vor Gadamer's „Text und Interpretation“.<sup>258</sup> Hölderlin hat das Verhältnis zwar mit anderen Wörtern beschrieben, die Parallelen sind jedoch augenfällig. Eine ausreichende Diskussion vom Bedarf an einer Neugestaltung der Heimat und des Heimatlichen, im Sinne von einem hermeneutischen Zirkelverfahren reicht aber zu weit, als

---

<sup>257</sup> Binder. „Die Wanderung“. S. 171-172.

<sup>258</sup> Gadamer, Hans-Georg. 1993 [1983]. „Text und Interpretation“. In: *Wahrheit und Methode*. Tübingen: Mohr. 1993. S. 330-360.

das, was im Rahmen dieser Arbeit möglich ist. Als Anstoß zur weiteren Forschung ist die Sprachlichkeit der Heimat jedoch einen sehr interessanten Aspekt.

Wenn die Verbindung der Gegenwart und des Vergangenen wieder aufgenommen wird, sind die Ähnlichkeiten zwischen „Mnemosyne“ und „Die Wanderung“ auffallend. Die Bände zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hat Hölderlin schon seit langer Zeit beschäftigt, aber erst hier wird die Zeit als Bedingung für die Erfahrung des Wahren aufgesetzt. So zeichnet sich „Mnemosyne“ in der Entwicklung als solches ab, die Hölderlin zu einer neuen Auffassung der Verhältnisse zwischen alt und neu, sowie auch zwischen Heimat und Fremde gebracht hat – diese wurde allerdings vielleicht vor der Umnachtung nicht völlig entwickelt. In dieser Zeit ist er auch vom Versuch geprägt, eine neue Syntax zu entwickeln. „Mnemosyne“ ist so ein gutes Beispiel der späten, schwieriger zugänglichen Texte Hölderlins, bevor die Umnachtung ihn wieder zu einfachen Texten zurückführt. Ob Hölderlin seine eigene Sprache in der Fremde verloren hat, wie er in „Mnemosyne“ abwägt, wird eine der Fragen des nächsten Kapitels nachgehen.

# 6 Die Umnachtung

Die Entwicklung Hölderlins seit der frühen Schülerzeit ist sowohl biografisch, wie auch anhand von Interpretationen seiner Dichtung dargestellt worden. In der Periode der Umnachtung sehen weder Binder noch Berbig die Heimat als Teil der Motivkomplexe, weshalb sie wenig von dieser Zeit schreiben. Wenn aber eine Gesamtentwicklung eines Motivs gefunden werden soll, müssen auch Nicht-Funde einbezogen werden. Wie in dieser Arbeit bereits gezeigt, ist das Motiv der Heimat in verschiedenen Perioden unterschiedlich stark zu finden, oder gar abwesend geworden. Die letzten Jahren seines Lebens, die über fünfunddreißig Jahre umfassten, werden deshalb in dieser Arbeit in einem eigenen Kapitel behandelt, jedoch mit nur einem Textbeispiel.

## 6.1 Der Weg in den Turm

Nach der Auflösung der Landgrafschaft 1806, hatte also Sinclair kein Gehalt mehr, von welchem er sein Freund unterstützen konnte. Nach einiger Kommunikation zwischen Sinclair und der Mutter Hölderlins, wurde entschlossen, dass der Dichter in seine Heimat geholt werden sollte. Gegen heftigen Widerstand wurde Hölderlin am 11. September 1806 in die Heimat zurückgebracht. Nicht aber, zu den Seinigen, sondern ins Tübinger Klinikum, welches unter der Leitung Johann von Autenrieths stand.<sup>259</sup> Als unheilbar krank, aber nicht gefährlich, eingestuft, wurde er nach andauernden, jedoch erfolglosen Therapieversuchen im Mai 1807 aus der Klinik entlassen, und als pflegebedürftig im Haushalt der Familie Zimmer aufgenommen. Im sogenannten „Tübinger Turm“ verbrachte Friedrich Hölderlin den Rest seines Lebens mit Blick auf den Neckar, bis zu seinem Tod am 7. Juni 1843.<sup>260</sup>

In dieser Zeit hat Hölderlin gar keinen Kontakt zu seinen früheren Freunden. Auch mit seiner Mutter hatte Hölderlin nur „eine formelhaft-unterwürfige Korrespondenz, die wie eine Karikatur des früheren Verhältnisses wirkt“.<sup>261</sup> Hölderlin schreibt immer noch Gedichte, diese sind aber von einem ganz anderen Charakter als die früheren. Viele seiner Gedichte sind mit falschem Namen unterschrieben, und manche scheinen zufällig datiert zu sein, was zu dem Bild des kranken Dichters beigetragen hat. Gegen Ende seines Lebens bekam er zunehmend oft Besuch von Studenten des Tübinger Stifts, oder anderen Neugierigen, was ihm aber nicht

---

<sup>259</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin* S. 129.

<sup>260</sup> Wackwitz. *Friedrich Hölderlin*. S. 50-51.

<sup>261</sup> Op. cit. S. 51.

immer gefiel. Von Besuchern hat er sich als „Herr Hofbibliothekar“ anreden lassen und „sein Gegenüber als *Hochgeboren*, als *Exzellenz* oder gar als *Eure königliche Majestät*“ titulierte.<sup>262</sup> Nur ganz selten und mit Personen, die ihm gut gefallen haben (dazu zählten nicht seine Verwandten<sup>263</sup>), ließ er diese komplizierten Formen des Anredens fallen.<sup>264</sup>

## 6.2 „Der Herbst“

Die Jahreszeiten verliehen während der Zeit der Umnachtung mehreren Gedichten ihren Titel, dem Herbst sogar zweimal. Das hier zu erörternde Gedicht<sup>265</sup> ist als Beispiel gewählt, weil diese Gedichtgruppe repräsentativ für den Korpus dieser Periode ist. Wie die meisten Gedichte dieser Zeit, ist auch „Der Herbst“ formelhaft geschrieben, kreuzgereimt und in vierzeiligen Strophen strukturiert. Die Bilder sind einfach, und leicht zugänglich für Leser verschiedener Zeiten, und der Stil ist auffallend weniger kompliziert als der, der in der Spätdichtung Hölderlins, spätestens in „Mnemosyne“ gesehen, erkannt werden kann. Der erste Druck wurde von Christoph Schwab auf den 16. September 1837 datiert.<sup>266</sup>

Die vier Strophen dieses Gedichts präsentieren je eine Behauptung, welche alle einen Aspekt der Zeit besitzen. Die erste Strophe legt *Sagen* als Grundlage dar für das, wodurch Menschen von der Zeit lernen können. Die Erzählungen von dem, was „gewesen ist und wiederkehrt“ (2), wendet sich an die Menschheit, und eben jene schnelle Selbstverzehrung der Zeit, wird eine Lernmöglichkeit der Menschen. Dies geschieht indem, die Geschichte und die Weisheit früherer Generationen und Kulturen zum Einsatz gebracht werden.

Die „Bilder der Vergangenheit“ (5) werden in der zweiten Strophe an die Natur geknüpft. Das Verblässen der Tage im Sommer (6–7) scheint durch den Herbst entgegengewirkt zu haben, wenn er „zur Erde nieder“ kehrt (7), und „Der Geist der Schauer findet sich am Himmel wieder“ (8). Die Natur erinnert sich noch an die Vergangenheit und stellt den Wechsel der Jahreszeiten wieder her. In der dritten Strophe wird problematisiert, wie das Leben sich immer schneller verändert, und, dass vieles „in kurzer Zeit [...] geendet“ hat (9). Dieses Ende wird durch das Bild vom „Landmann“ am Pfluge vermittelt, der „frohem Ende“ (11) für das Jahr sieht, und die Vollendung des menschlichen Tages in „solchen Bilder[n]“ (12) erkennt.

---

<sup>262</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 134-135.

<sup>263</sup> StA VII, 3. S. 134.

<sup>264</sup> Martens. *Friedrich Hölderlin*. S. 135.

<sup>265</sup> StA II, 1. S. 284. Einzelne Zeilen werden im Text mit Zeilennummer in Parenthese angegeben.

<sup>266</sup> StA II, 2. S. 910.

Die Erwartung einer guten Ernte wird so ein Bild vom gelungenen, oder jedenfalls glücklichen Leben. Der Herbst wird so ein positives Bild, der den Tag des Menschen vollenden kann. Hierin liegt sowohl die zufriedene Idylle des Landlebens, als auch ein potentiell Sehnen danach.

In der letzten Strophe erweitert sich der Blick, damit es sich nicht um einen Landmann handelt, wohl auch nicht um den Menschen. Der Fokus ist die Negation des Bildes von der Erde, dass sie nicht „wie die Wolke“ (14) ist, welche sich jeden Abend auflöst, und damit sich selbst verliert. Stattdessen ist die Erde „mit Felsen ausgeziet“ (13), die ihr festhält, und nicht nur zurück auf jeden „goldnen Tage“ (15), sondern weist auf eine „Vollkommenheit [...] ohne Klage“ (16) hin.

Der gemeinsame Nenner der vier Strophen ist einfach durch den Zeitaspekt zusammengefasst. Dies ist in der ersten Strophe durch die Sagen repräsentiert, einer Quelle des Lernens durch die Form der Erzählung. Die zweite Strophe evoziert die Vergangenheit, und benutzt die Jahreszeiten, um das Vergehen der Zeit zu verdeutlichen, woraus dennoch etwas Neues wächst. Dies verstärkt sich in der dritten Strophe, wo die Zeit sowohl die Beendung als auch das Versprechen eines neuen Anfangs, dem „frohe[n] Ende“ (11) mit sich bringt. Mit der Vollendung vom Tag des Menschen, geht das Gedicht in die letzte Strophe über, wo der Gegensatz von Erde und Wolken dargestellt wird, und „Abends“ so wie „goldnen Tage“ Bilder für die Zeit geworden sind. So werden die Bilder durchgehend dicht an die Zeit, an *Zeitlichkeit* geknüpft, und der Untergang trägt einen Keim zum Neubeginn in sich, so wie die Ernte dieses Jahres eine Bedingung für die des folgenden Jahres ist.

Von diesem Fokus auf die sich verzehrenden Zeit könnte behauptet werden, dass im Gedicht ein Bild der verlorenen Kindheit, oder goldener Zeiten des jüngeren Lebens dargestellt werden. Die Harmonie des Landlebens ist aber nirgendwo mit einer Heimatauffassung verknüpft, im Gedicht können nicht die gewöhnlichen Bilder von Fremde, Fernweh/Heimweh oder Wandern, die bisher im Bezug auf das Heimat-Motiv kommentiert worden sind, gefunden werden. Zwar ähneln die Bilder vom Landleben, wie auch die des frohen Ende, die Gedanken, die in den Schülergedichten vorkommen, hier sind sie jedoch nicht eindeutig in die Richtung der Heimat gezielt. Deshalb, und anhand des Wahnsinns Hölderlins, würde auch



eine Parallelstellenmethode<sup>267</sup> hier keinen definitiven Bezug zur Heimat herstellen. Dass aber Ähnlichkeiten zu Hölderlins früheren Dichtungen in den bevorzugten Bildern, wie auch in der kontrastiven Darstellung, erkannt werden können, verteidigt die Interpretation in der Suche nach den Längsschnitten vom Motiv und die Entwicklung derer in Hölderlins Dichtung.

### 6.3 Heimat und Umnachtung

Roland Berbig beginnt seinen Aufsatz „Ein Fest in den Hütten der gastlichen Freundschaft“, in dem er die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Freundschaft und Heimat untersucht, mit einer kurzen Interpretation von „Freundschaft“<sup>268</sup>, eines der letzten Gedichte, die Hölderlin geschrieben hat. In der acht Zeilen, von denen das Gedicht besteht, will Berbig alle Werte gefunden haben, die Hölderlin mit Freundschaft verbunden hat; „innerer Wert, Harmonie, Freudigkeit, hoher Geist und Menschheit.“<sup>269</sup> Was aber hierin fehlt, und was Hölderlin laut Berbig in den spätesten Gedichten völlig fallen ließ, war die Heimat.<sup>270</sup>

Wolfgang Binder stimmt Berbig darin zu, dass die Heimat als Motiv in der Umnachtung abwesend ist, und begründet dies damit, dass „die Landschaft [...] nicht mehr geliebt [wird], und darum nicht mehr zur Heimat [wird]“.<sup>271</sup> Für Binder hängt das Heimatgefühl grundsätzlich mit der Liebe zur Gegend zusammen, und ihm zufolge zählt die Heimat „zu den zwei oder drei unbestreitbaren Wirklichkeiten [...], auf denen Hölderlins Weltbild und Lebensgefühl ruhen“.<sup>272</sup> Wenn diese Wirklichkeit denn in der Zeit der Umnachtung fallen gelassen worden ist, unterstreicht es die Entwertung des Heimatlichen. Görner<sup>273</sup> kann aber dazu gedeutet werden, dass die Änderungen im Verhältnis Hölderlins zu seiner Mutter einen wichtigen Indikator auch für das Verhältnis zur Heimat sein können. Ihm zufolge, sind die Perioden, in denen Hölderlin die deutlichsten und positivsten Heimatbilder zeigt, oder in den Gedichten enge Heimatbezüge zeigt, auch von einem ziemlich guten Verhältnis zur Mutter gekennzeichnet. Das wird vor allem kontrastiv zum zuvor erörterten Gedicht „Die Wanderung“ dargestellt, wo die Mutter deutlich mit dem Heimatlichen verbunden ist. Dies

---

<sup>267</sup> Diese Methode ist auf der naturwissenschaftlichen Beweisführung fundiert. Statt verschiedener Fassungen desselben Gedichts wird hier sog. „parallele Textstellen“ benutzt, um allgemeine Gesetze zu erkennen. Auf einzelnen Erscheinungen werden keinen oder nur wenig Wert gelegt. Für eine weitere Auslegung und Diskussion dieser Methode, siehe Peter Szondi. 1962. „Über philologische Erkenntnis“. In: *Hölderlin-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis*. Frankfurt am Main: Insel. 1967.

<sup>268</sup> StA II, 1. S. 311.

<sup>269</sup> Berbig. „Ein Fest in den Hütten“ S. 157.

<sup>270</sup> Op. cit. 157-158.

<sup>271</sup> Binder. „Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung.“ S. 77.

<sup>272</sup> Op. cit. S. 47.

<sup>273</sup> Siehe dazu Görner. „Im Widerspruch zu Hause. Zu Hölderlins Heimat-Bild.“

wird auch bei Görner in diesem Kommentar kontrastiert: „Aber als ihm später die Heimat nichts mehr bedeutet, empfängt seine Mutter von ihm auch nur noch monotone, nichtssagende Episteln.“<sup>274</sup> In der Zeit der Umnachtung, nach seiner Eintragung ins Autenriethschen Klinikum und späteren Einzug im Tübinger Turm, verliert seine Dichtung die Hinwendung zur Heimat, und die Briefe an die Mutter sind formelhaft und steif geworden. Bei Görner heißt es „Aber obzwar er sich im heimischen Schwaben wußte, ließ ihn jetzt diese Heimat gleichgültig.“<sup>275</sup> Auch hier wird also die Zeit der Umnachtung zu einer, in welcher die Heimat für Hölderlin entwertet worden ist. In der früheren Erörterung von „Der Herbst“ sind auch keine Heimatbezüge zu finden, und die Behauptung, dies sei wegen der zerstörten Beziehung zur Mutter nach ihrer Rolle in der Hospitalisierung des Dichters, ist nicht unwahrscheinlich. Eine alternative Interpretation wäre, dass Hölderlin seit seiner Unterbringung in dem Klinikum, und späteren Einzug in einer Pflegefamilie, sich nicht mehr mit der Heimat verbunden aufgefasst hat, weil er zwar in der Gegend war, sich aber vielleicht doch nicht wirklich zuhause gefühlt hat. Vielleicht kann man daraus schließen, dass die Heimat zwar nicht als Motiv in der Dichtung vorkommt, aber dass sie immer wieder einen relationalen Charakter aufweist, und unwidersprüchlich mit der Mutter verbunden wird. Etwas mehr hierzu wird in der Diskussion des Konklusionskapitels dieser Arbeit gesagt werden.

---

<sup>274</sup> Op. cit. S. 52.

<sup>275</sup> Görner. „Im Widerspruch zu Hause. Zu Hölderlins Heimat-Bild.“ S. 50.

# 7 Ende

Die chronologische Darstellung, mit periodischen Überblicken und Einzelanalysen, die den Hauptteil der vorliegenden Arbeit darstellt, wird in diesem letzten Kapitel zusammenfasst und diskutiert. Dabei müssen einige Vorbehalte genommen, und die Funde problematisiert werden, bevor man schließlich zum Fazit gelangt. Einige Linien wurden bereits unterwegs in der Arbeit aufgezeigt, erst jetzt kann jedoch ein Längsschnitt der Entwicklung des Heimat-Motivs skizziert werden. Dafür wird der Heimat-Begriff und dessen Konstitution durch das Werk Hölderlins, zuerst zusammengefasst und diskutiert, bevor es dann zu einer konkreten Darstellung der Heimat bei Hölderlin kommt. Abschließend wird ein Fazit gegeben, welches mit dem Skizzierten möglicher weiterer Schritte abgerundet wird.

## 7.1 Längsschnitte

Im Durchgang der Auswahl von Hölderlins Gedichten aus verschiedenen Perioden seines Lebens, ist es augenfällig, dass Änderungen größtenteils um Brüche zentriert sind, hier aber gleichzeitig jeweils eine Entwicklung durch neue Impulse vorgeht. Die lebensverändernden Erfahrungen würden vielleicht nie zu den erkennbaren Resultaten geführt haben, wenn nicht die stufenweise Erweiterung seiner Lebenswelt und seiner Kenntnisse auch im selben Maß und in dieselben Richtung geführt hätten.

Die Idealisierung der Heimat in der Jugendsichtung, die rosigen Erinnerungen von dem Ort, den Menschen und der Natur, tragen alle zum Heimatbild in der Jugendsichtung bei. Die Verehrung einer vergangenen Zeit, in welcher alles viel einfacher gewesen sein muss, wird in der Dichtung durch eine relationale Heimatauffassung, die zum Beispiel in „Die Meinige“ durch Erzählungen von eigenem Leben und von den Verwandten zur Schau kommt, unterstützt. Physische Orte sind hierin nicht für die Heimaterfahrung wichtig, sondern geht es um die Gefühle, die durch Erinnerungen hervorgerufen werden können, wo die endgültige Heimat das Erdenleben transzendiert. Hier in den frühen Gedichten benutzt Hölderlin Personen und Szenarien, die auch in biografischen Daten wiedergefunden werden können. Die örtlichen Bezüge aber, die in späteren Gedichten sehr konkret beschrieben werden, sind hier weitgehend anonymisiert und generell.

Diese Verehrung der Kindheit und Jugendzeit wird sehr früh durch die Erfahrung von anderen und ferneren hübschen Orten korrigiert. So wirkt zum Beispiel die Reise in die Schweiz und das Erlebnis von schweizerischen Alpen auf sein Bild vom heimatlichen Nürtingen und den schwäbischen Gebirgen ein. In „Einst und Jetzt“ ist noch immer eine Vergoldung von Vergangenheit und Heimat zu erkennen, der aber in der im selben Gedicht vorkommenden Verlusterfahrung und dem darauf bezogenen Bedauern des Vergangenen, eine neue Facette verliehen wird. Die Verehrung der Kindheit wird nicht in einen idealen Zustand im Jenseitigen aufgelöst, sondern im Aufgeben der kindlichen Ideale. Die Erfahrung von Fremde gibt zusammen mit neuen Einflüssen während der Tübinger Zeit, einen Drang dazu, etwas anderes als die Heimat als Dichtungsobjekt zu benutzen. Eine Zeit lang ist die Heimat gar nicht in den Gedichten zu sehen, und Hölderlin fokussiert in den Tübinger Hymnen vielmehr auf die neuen Ideale, die ihm die Französische Revolution bot. Hier wird sowohl das Vaterland als auch die Mythenwelt der Antike in der Dichtungen zum ersten Mal introduziert, jedoch ohne konkrete Bezüge. Vielleicht ist es ein Versuch, die Kindheit und das Jugendliche hinter sich zu bringen, und als Dichter im Takt mit der persönlichen Entwicklung des jungen Mannes zu wachsen. Die neuen Themen, die er in dieser Zeit entdeckt, werden ihm jedenfalls für viele Jahre folgen. Das Verhältnis zu seiner eigenen Heimat und Familie hat sich in dieser Periode immerhin eher verstärkt als geschwächt, auch wenn hier einige wichtige Auseinandersetzungen mit der Mutter ausgekämpft wurden.

Durch seine Hofmeisterstellen durfte Hölderlin die Heimat von mehreren Familien erleben, und die Heimat taucht wieder öfter in seiner Dichtung auf. Die neue Unabhängigkeit, die er durch seine Arbeit bekam, hat zusammen mit diesen Erfahrungen zu einer neuen Auffassung von Heimat geführt. In den Gedichten sieht der jetzt wesentlich stärker reflektierte Umgang mit dem Thema wie eine Neugestaltung aus, es scheint viel mehr als nur eine Wiederaufnahme eines alten Motives. Es beginnt mit der verlorenen Heimat in „An Die Natur“, welche auch gegen Ende der Jugendliteratur auftaucht. Hier gibt es jedoch ein Potential zur Neugestaltung, eine Genesung, die weiter in „Der Wanderer“ dargestellt wird. Die Heimat wird nicht nur als ein ruhiger Hafen, ein Ort des Rückzugs, in der Dichtung dargestellt, sondern kann den Heimkehrenden auch heilen. Ob dies von den neuen Erfahrungen von heimatlichen Zuständen, oder von der bloßen Entfernung aus der eigenen Heimat, und die Möglichkeit, sowohl der Fremde zu begegnen wie auch die Heimat *aus der Ferne* zu entdecken, stammt, ist vielerorts diskutiert worden. Dies wird im nächsten Abschnitt weiter untersucht werden. Am wichtigsten ist aber die in dieser Periode gewonnene

Räumlichkeit der Heimat und das Wandermotiv, die ihm durch seine Unabhängigkeit und den jetzt damit verbundenen Reisen jetzt bekannt gemacht wurden.

Gerade vor und um die Jahrhundertwende wird also die Heimat im Ernst in Hölderlins Dichtung zur Schau gestellt. Vielleicht sind es die vielen Stunden, die Hölderlin auf dem Weg von den vorigen zu seinen nächsten Ruhestätten zu Fuß verbracht hat, die seine neuen Reflektionen anregen. Er schreibt 1798 an seine Mutter, dass sie sich nicht um ihren Sohn Sorgen machen sollen, denn er lebt eben in der Fremde (dann: Frankfurt), und muss auch dort leben „bis seine eigne Natur und äußere[n] Umstände ihm erlauben, auch irgendwo mit Herz und Sinnen einheimisch zu werden.“<sup>276</sup> Der Bund an die Heimat wird stärker, und nach der Zeit in Homburg kehrt er wieder nach Nürtingen zurück, alles Faktoren, die seine Motivwahl beeinflusst haben können, weil es wieder präsent ist, und er jetzt wieder die Möglichkeit bekommen hat, „das Eigene so gut wie das Fremde“ zu erlernen.<sup>277</sup> Gleichzeitig werden zu Vergleichszwecken in viel größerem Maße als in der früheren Dichtung Vaterland und Griechenland als Bilder und Motivgrundlage einbezogen. Der erweiterte Fokus der Heimat, der nicht nur Nürtingen und Schwaben, sondern örtlich das ganze Land umfasst, und inhaltlich zu griechischen und hesperischen Gedanken expandiert, scheint eine Heimatdichtung zu fördern, die fast ohne ihres Gleichen zu sein scheint in der deutschen Literatur. Dieser erweiterte Fokus wurde in der Erörterung von „Der Wanderung“ diskutiert. Die Sprachlichkeit der Heimat und das vorausdeutende Vergleichen von Reisen und hermeneutischer Verfahrensweise ist in Bezug auf „Mnemosyne“ und die Spätdichtung untersucht worden.

Mit der Auflösung der Landgrafschaft und der Institutionalisierung ändert sich der Charakter Hölderlins Sprache und Dichtung radikal. Nach den besonders bild- und ideenreichen, ziemlich langen Gedichten der Spätdichtung, kommen jetzt nur ganz einfache Gedichte, die je einen Gedanken aufgreifen, wie zum Beispiel eine Jahreszeit, ein Phänomen oder ein Gefühl. Die Entfremdung sich selbst gegenüber, die sich in den verschiedenen Namen, mit denen Hölderlin in dieser Periode seine Werke unterschrieben hat, zeigt, zusammen mit den Datierungen und der formelhaften Ansprache seiner Besuchenden, ein Bild von Wirklichkeitsferne und Abstand zur umliegenden Welt. Wahrscheinlich hat er nach seiner Hospitalisierung seine Mutter niemals wiedergesehen, sowie mit Wut auf seine Geschwister

---

<sup>276</sup> Brief an die Mutter. StA VI, 1. Nr.150. S. 260.

<sup>277</sup> Brief an Böhlendorff. 4. Dezember 1801.

reagiert. Einige Motive seiner früheren Dichtung sind zwar erhalten, wie Peter Szondi alle Motive der großen Hymnen auch in späterer Dichtungen Hölderlin zu sehen meint<sup>278</sup>, das der Heimat scheint aber irgendwo verlorengegangen zu sein.

## 7.2 Die Heimat bei Hölderlin

Worauf bezieht sich Hölderlins Heimat-Bild, und wie konstituiert sich das Heimat-Motiv bei ihm? Die Texte darüber, in erster Linie die von Binder und Görner, die beiden direkt über das Thema geschrieben haben, sind insofern einig, dass eine ziemlich radikale Entwicklung durch die Verfasserschaft Hölderlins erkennbar ist. Ob und wie Orte, Verwandte, Gefühle, Freunde, Landschaften oder Mythos das Bild des Dichters von Heimat und dadurch das lyrische Schaffen in Bezug auf Heimat beeinflussen konnten, wurde versucht durch Textbeispiele und biografische Fakten zu dokumentieren, wozu die verschiedenen Darstellungen alle etwas beitragen.

Wolfgang Binder sieht die Heimat als eine der „zwei oder drei unbestreitbaren Wirklichkeiten [...], auf denen Hölderlins Weltbild und Lebensgefühl ruhen.“<sup>279</sup> Ihm nach, geht die Entwicklung Hölderlins in Etappen. Von den konkreten Heimatanschauungen, die aber nicht eigentlich als Heimat erfasst wird, der frühen Jahre, über das Verschwinden von heimatlichen Referenzen überhaupt in der Tübinger Zeit, kann Hölderlin die Heimat, nachdem er sich also erst von ihr befreit hat, zuletzt wirklich *als Heimat* erfassen und aneignen. Dieselben Entwicklungszüge beschreibt Binder auch in seinem Vortrag „Die Wanderung“, dort aber auf drei Gedichte nach 1800 bezogen. Laut Binder ist die Heimat in Hölderlins Dichtung als Heimatliebe, eine lebendige Erfahrung, vielmehr als ein Motiv zum poetischen Gebrauch zu verstehen, und beschreibt diese Erfahrung durch den Verlust einer solchen Zugehörigkeit: „Hölderlin wäre nur darum der Sänger der Heimat, weil er ein heimatloser Sänger war.“<sup>280</sup> Das hängt auch mit der folgenden Behauptung zusammen, dass Hölderlin „erst aus der Fremde die Heimat als Heimat erkennen und dichterisch objektivieren konnte.“<sup>281</sup> Im Licht der früher erwähnten Entwicklung Hölderlins, in der eine Befreiung für die wahre Erfassung der Heimat nötig war, muss auch hier die Erfahrung von der Fremde ein wichtiger Aspekt

---

<sup>278</sup> Szondi, Peter. *Studienausgabe seiner Vorlesungen*. Hrsg. v. Jean Bollack u.a. 5. Bde. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. 1973-75. Bd. 5. S. 198.

<sup>279</sup> Binder. „Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung“ S. 47.

<sup>280</sup> Op. cit. S. 53.

<sup>281</sup> Op. cit. S. 71.

sein. Binder schließt mit einer Zusammenfassung von Hölderlins dichterischem Lebenstag, „der in der Heimat begann, in der Fremde den inneren, liebenden Weg zur Heimat fand, und in der nicht mehr erkannten Heimat endete“.<sup>282</sup>

Für Görner ist der Aspekt des Wiedersehens wichtig, aber die Heimat ist auch ein Ort, der zum Abschied nötigt. Es wird immer eine Wahl zwischen Bleiben und Wandern sein, dem Gegensatz zwischen Fernweh und Heimweh und was davon den stärksten Zog auf den Menschen ausübt. Denn wie viel Heimat braucht der Mensch eigentlich und wie tief darf man die Identifikation mit der Heimat werden lassen, um noch offen für die Fremde zu bleiben?<sup>283</sup> Es geht hier um eine Balance, wo weder dem einen noch dem anderen zu viel Gewicht verliehen werden darf. Diese Balance findet Görner auch in der Wechselwirkung und dem teilweise Widerspruch zwischen dem Sänger und dem Erzieher des Volkes<sup>284</sup>, zwischen dem Heimkehrer und dem Verwiesenen. Hierin liegt die Ambivalenz, welche ihn nie wirklich verlassen hat. Görner schlussfolgert in seiner Darstellung mit einer Reflektion darüber, was Hölderlin uns tatsächlich lehren kann: „Hölderlins liebe- und leidvoller Umgang mit der Heimat [lernt], daß ein Übermaß an fremden Einflüssen die Identität des Eigenen zersetzen kann; er illustriert aber auch, daß ohne die Auseinandersetzung mit dem uns Fremden, das Eigene notwendig verarmt und verödet.“<sup>285</sup>

Die beiden sind sich darin einig, dass die Heimat bei Hölderlin in der Jugendliteratur der Spätdichtung gegenüber durchaus anders aussieht. Dass das Bild vom Erlebnis der Fremde sich verändert hat, und dass die Beobachtung des Eigenen aus der Ferne zu einer erweiterten Auffassung davon beigetragen hat, wird auch in dieser Arbeit angenommen. Ob aber Binder darin Recht gegeben werden müsste, dass Hölderlin erst nach der Tübinger Zeit sein Heimat als solches erfasst hat, und sie sich danach aneignen konnte, ist nicht selbstverständlich. Die Änderungen scheinen vielmehr davon zu zeugen, dass die Schul- und Studienzeit zu einer anderen und neuen Perspektive beigetragen haben. Das stimmt auch mit dem Aspekt des Wiedersehens bei Görner überein, der eben einen Abschied fordert, jedoch nicht notwendigerweise eine ganz neue Anschauung des Eigenen voraussetzt.

---

<sup>282</sup> Op. cit. S. 77.

<sup>283</sup> Görner. „Im Widerspruch zu Hause. Zu Hölderlins Heimat-Bild.“ S. 54.

<sup>284</sup> Laut Görner wollte er z.B. der Leser zeigen „wie er sich und die Enge seiner Umgebung auf geistige Weise erweitern könne“. Op. cit. S. 57.

<sup>285</sup> Op. cit. S. 62.

Bevor wir zur Konklusion gelangen, müssen einige Vorbehalte gegenüber den Funden gemacht werden. Wie in der Einleitung gesagt, ist diese Arbeit ausschließlich auf die Gedichte Hölderlins fokussiert, weshalb die Heimatperspektive in zum Beispiel *Hyperion* nicht berücksichtigt worden ist. Man kann auch einwenden, dass die Auswahl nicht repräsentativ ist, obwohl die aufgestellten Kriterien für Genrebreite und Periodendeckung erfüllt worden sind. Auch der Gebrauch von Sekundärliteratur kann in Frage gestellt werden, und es mag sein, dass einigen Theoretikern oder Auffassungen zu viel Gewicht gegeben worden ist, weil ihre Texte das Thema gut behandelt haben. In der vorliegenden Arbeit wurde diesen Einwänden gegenüber Material und Einflüssen dadurch versucht zu entgegnen, dass für alle Gedichte Tiefeninterpretationen durchgeführt wurden, und Hölderlins eigene Briefe zusammen mit weiteren Sekundärquellen mit einbezogen worden sind.

### 7.3 Fazit

Die Frage, nach der Gestaltung und der Entwicklung der Heimat-Darstellung in Hölderlins Dichtung, und ob das Bild sich überhaupt verändert, ist durch fünf Kapitel und zehn Gedichte untersucht worden. Letztere Frage kann einfach mit einem „Ja“ beantwortet werden, weil ein deutlicher Unterschied in der Gestaltung der Heimat zwischen verschiedenen Perioden zu finden sind, wie sowohl diese Arbeit, wie auch die bisherigen Sekundärliteratur zeigen. Über die Jahre, während die Hölderlin als Dichter tätig war, hat er die Heimat in den meisten Formen dargestellt, die möglich sind. Er hat sie auf Orte bezogen, relational behandelt, als Utopie oder Nicht-Ort dargestellt, als verloren und unerreichbar gesehen, und doch als einen Ort zum Wiederkehren aufgefasst, als Gegend, als Gefühl, als Ideal.

Durch die Zusammenfassung der Funde in Kapitel 7.1 sind die wichtigsten Änderungen der Konstitution weitgehend dargestellt worden, und 7.2 hat die hölderlinsche Heimat durch den Blick einiger Theoretiker untersucht und problematisiert. Was Binder aber als Lebenswelt in der Jugendidung auffasst, ist in dieser Arbeit als Heimat interpretiert, weil die Begrenzungen der eigenen Erfahrungen des Dichters nicht zu einer Entwertung des lyrischen Motivs führen. Die heimatlichen Darstellungen sind hier zwar anders, und einfacher als in späteren Gedichten; das gilt aber nicht nur für das Heimat-Motiv, sondern ist auch für andere Motive (wie auch bei anderen Dichtern) erkennbar. Die Veränderung der Darstellung, die nach der Tübinger „Pause“ besonders scharf von subjektiven Auffassungen in der Dichtung geprägt ist, führte aber zu einem neuen Bild der Heimat, das sich bis zur Umnachtung weiter



entwickeln sollte. In dieser Zeit wurden auch die vielen Ausdrucksmöglichkeiten, die oben skizziert wurden, ausprobiert. Die wichtigsten und beliebtesten Motive, die mit der Heimat auftauchen, sind die des Wanderns, der Heimkehr und der Zeit. Das wichtigste in der Heimat-Auffassung Hölderlins ist aber der Gegensatz von Heimat und Fremde und der Drang zum Lernen – das Eigene muss so gut wie das Fremde gelernt werden – welcher in einer Ganzheit, einer Harmonie des Entgegengesetzten steht, und somit den höchsten Idealen Hölderlins von Schönheit (auch in Bezug auf die Heimat) vereinen.

Für die weitere Forschung wäre interessant, das Heimat-Motiv nicht nur isoliert, sondern mit einer größeren Textauswahl zu untersuchen. Eine andere Möglichkeit wäre das Heimat-Motiv zum Beispiel in Zusammenhang mit der poetischen Mutter-Gestalt, oder mit dem traditionellen Dreieck von Vaterland-Heimat-Griechenland zu untersuchen, um parallele Entwicklungszüge zu finden. Interessant wäre auch eine kontrastive Untersuchung der Gegensätze im Werk Hölderlins allgemein. Als Erweiterung der vorliegenden Arbeit kann die Dimension der Sprachlichkeit weitergeführt werden, beispielsweise in Bezug auf das hermeneutische Verfahren Gadamers. So kann ein noch breiteres Bild von Heimat gezeichnet werden, von einer dynamischen, modernen und problematischen Größe, als das, was bisher in der Hölderlin-Forschung gemacht ist. Diese Arbeit ist auch deshalb nicht eine strenge Motivstudie gewesen, sondern betrachtet den Begriff in Relationen und die Herausforderungen, die damit verknüpft sind.

# Literatur

## Gedichte (Chronologisch):

- „Die Meinige“ StA I, 1. S. 15–20.  
„Die Stille“ StA I, 1. S. 42–45.  
„Einst und Jetzt“ StA I, 1. S. 95–96.  
„Hymne an die Freiheit“ (Wonne säng’ ich...) StA I, 1. S. 157–161.  
„An die Natur“ StA I, 1. S. 191–193.  
„Der Wanderer“ StA I, 1. S. 206–208.  
„Die Heimath“ StA II, 1. S. 19.  
„Die Wanderung“ StA II, 1. S. 138–141.  
„Mnemosyne“, zweite Fassung. StA II, 1. S. 195–196.  
„Der Herbst“ StA II, 1. S. 284.

## Ausgaben:

- Beißner, Friedrich und Adolf Beck (Hrsg.) *Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke*. Stuttgart: Kohlhammer. 8 Bde, 1943–1985. [StA] Auch URL: <http://www.wlb-stuttgart.de/sammlungen/hoelderlin-archiv/sammlung-digital> [Stand 27.08.2013]
- Knaupp, Michael (Hrsg.) *Friedrich Hölderlin. Sämtliche Gedichte und Briefe*. München: Carl Hanser. 3 Bde, 1992 ff. [MA]
- Sattler, D. E. (Hrsg.) *Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*. Frankfurt a.M.: Stroemfeld. 21 Bde, 1975 ff. [FHA]
- Schmidt, Jochen (Hrsg.) *Friedrich Hölderlin. Sämtliche Gedichte*. Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag. 2005. [DKA]
- Uffhausen, Dietrich (Hrsg.). „Bevestigter Gesang“. *Die neu zu entdeckende hymnische Spätdichtung bis 1806*. Stuttgart: Metzler. 1989.

## Sekundärliteratur (alphabetisch):

- Auerbach, Erich. *Philologie der Weltliteratur. Sechs Versuche über Stil und Wirklichkeitswahrnehmung*. Frankfurt am Main: Fischer. 1992.
- Bastian, Andrea. *Der Heimat-Begriff. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung in verschiedenen Funktionsbereichen der deutschen Sprache*. Tübingen: Niemeyer. 1995.

- Berbig, Roland. „Ein Fest in den Hütten der gastlichen Freundschaft. Überlegungen zum Verhältnis von Freundschaft und Heimat bei Hölderlin“. In: *Monatshefte*. Vol. 88, Nr. 2. 1996. S. 157–175. URL: <http://www.jstor.org/stable/30153519> [Stand 15.06.2012]
- Berg-Pan, Renata. „Friedrich Hölderlins Gedicht ‚Die Wanderung‘“. In: *Neophilologus*. Vol. 59/4. 1975. S. 563–578. URL: <http://dx.doi.org/10.1007/BF01513975> [Stand 2.09.2012]
- Beyer, Uwe. *Friedrich Hölderlin. 10 Gedichte*. Stuttgart: Reclam. 2008.
- Binder, Wolfgang. „Die Wanderung“. In: HJb, Bd. 21. 1978/79. S. 170–205.
- Binder, Wolfgang. „Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung“. In: HJb, 1954, S. 46–78.
- Böschstein, Bernhard. *Hölderlins Rheinymne*. Zürich: Atlantis. 1968.
- Csáky, Moritz. „Altes Universitätsviertel. Erinnerungsraum, Gedächtnisort“ In: Csáky, Moritz und Peter Stachel (Hrsg.). *Die Verortung von Gedächtnis*. Wien: Passagen. 2001. S. 257–377.
- Fetscher, Iring. „Heimatliebe – Brauch und Mißbrauch eines Begriffs“. In: Rüdiger Görner (Hrsg.) *Heimat im Wort. Die Problematik eines Begriffs im 19. und 20. Jahrhundert*. München: iudicum. 1992. S. 15–35.
- Frenzel, Elisabeth. *Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon Dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte*. Stuttgart: Kröner. 1976.
- Görner, Rüdiger (Hrsg.) *Heimat im Wort. Die Problematik eines Begriffs im 19. und 20. Jahrhundert*. München: iudicum. 1992.
- Görner, Rüdiger. „Im Widerspruch zu Hause. Zu Hölderlins Heimat-Bild“. In: Ders. (Hrsg.) *Heimat im Wort. Die Problematik eines Begriffs im 19. und 20. Jahrhundert*. München: iudicum. 1992. S. 50–62.
- Görner, Rüdiger. *Hölderlins Mitte. Zur Ästhetik eines Ideals*. München: iudicum. 1993.
- Hammermeister, Kai. „Heimat in Heidegger und Gadamer“. In: *Philosophy and Literature*. Vol. 24, Nr. 2. Oktober 2000. S. 312–326. URL: <http://muse.jhu.edu/journals/phl/summary/v024/24.2hammermeister.html> [Stand 12.10.2012]
- Härtling, Peter. „Heimkunft“. In: HJb 25. 1986/87. S. 1–11.
- Heidegger, Martin. „Sprache und Heimat“. In: Ders. *Aus der Erfahrung des Denkens. 1910–1976*. Frankfurt am Main: Klostermann. 1983. S. 155–180.
- Hölderlin-Gesellschaft (Auftragsgeber). *Hölderlin Jahrbuch*. Stuttgart: Metzler. (früher: Tübingen: Mohr). 1947 ff. [HJb]

- Janss, Christian. „*Der Rhein*“ – *Hölderlins Metapher*. Oslo: Unipub. 2001.
- Jens, Walter. „Nachdenken über Heimat“. In: Gerd Ueding (Hrsg.). *Feldzüge eines Republikaners*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. 1988. S. 190–203.
- Joisten, Karen. „Problemsituation“. In: Dieselben. *Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie*. Berlin: Akademie. 2003. S. 11–24.
- Joisten, Karen. *Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie*. Berlin: Akademie. 2003.
- Kant, Immanuel. *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*. 1785. In: Ders. *Werkausgabe*. Hrsg. v. Wilhelm Weischedel. 12 Bde. Berlin: Suhrkamp. 1977f. Bd. VII: 2000.
- Kant, Immanuel. *Kritik der praktischen Vernunft*. 1788. Ders. *Werkausgabe*. Hrsg. v. Wilhelm Weischedel. 12 Bde. Berlin: Suhrkamp. 1977f. Bd. VII: 2000.
- Knubben, Thomas. *Eine Winterreise*. Tübingen: Klöpfer und Meyer. 2011.
- Kreuzer, Johann (Hrsg.). *Hölderlin-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler. 2011.
- Kurz, Gerhard. „Hölderlin“ In: G. Grimm und F.R. Max (Hrsg.) *Deutsche Dichter*. Stuttgart: Reclam. 1995. S. 297.
- Martens, Gunter. *Friedrich Hölderlin*. Reinbek: Rowohlt. 1996.
- Melberg, Arne. *Några Vändningar hos Hölderlin*. Stockholm: Symposion. 1995.
- Meling, Gunvor. „Essay“. In: *Litteraturtidsskriftet Lasso*. Nr. 3, 2011. S. 20–21.
- Prignitz, Christopher. „Friedrich Hölderlin – Ideal und Wirklichkeit in seiner Lyrik.“ In: *Oldenburger Universitätsreden*. Nr. 39. 1990. URL: <http://oops.uni-oldenburg.de/1206/> [Stand 12.07.13]
- Roland-Jensen, Flemming. *Hölderlins Muse: Edition und Interpretation der Hymne Die Nymphe Mnemosyne*. Würzburg: Königshausen und Neumann. 1989.
- Ryan, Lawrence. *Hölderlins Lehre vom Wechsel der Töne*. Stuttgart: Kohlhammer. 1960.
- Said, Edward. „Introduction: Secular Criticism“ In: Ders. *The World, the Text and the Critic*. Cambridge: Harvard University Press. 1983. S. 1–30.
- Schenk-Haupt, Stefan. „Wege der Annäherung an Hölderlins ‚Mnemosyne‘“ In: *Literatur in Wissenschaft und Unterricht*. Jg. 42. 2009/3, S. 149–170.
- Schlink, Bernhard. *Heimat als Utopie*. Berlin: Suhrkamp. 2008.
- Szondi, Peter. *Studienausgabe seiner Vorlesungen*. Hrsg. v. Jean Bollack u.a. 5. Bde. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 1973–75.

- Szondi, Peter. 1962. „Über philologische Erkenntnis“. In: *Hölderlin-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis*. Frankfurt am Main: Insel. 1967.
- Taylor, John. „Friedrich Hölderlin. Our Contemporary“ In: *The Antioch Review*. Vol. 68, Heft 1. Winter 2010, S. 192–198.
- Wackwitz, Stephan. *Friedrich Hölderlin*. Stuttgart: Metzler. 1985.
- Werlen, Hans-Jakob. „Stoff und Motivanalyse“. In: Schneider, Jost (Hrsg.). *Methodengeschichte der Germanistik*. Berlin: Walter de Gruyter. 2009. S. 661–677.
- Wittkop, Gregor. *Hölderlins Nürtingen. Lebenswelt und literarischer Entwurf*. Tübingen: Niemeyer. 1999.
- Würzbach, Natasha. „Theorie und Praxis des Motiv-Begriffs: Überlegungen bei der Erstellung eines Motiv-Index zum Child-Korpus.“ In: *Jahrbuch für Volksliedforschung*. Nr. 38. 1993. URL: <http://www.jstor.org/stable/848948> [Stand 24.02.2013]
- Ziegler, Konrat und Walter Sontheimer (Hrsg.) *Der Kleine Pauly. Lexikon der Antike*. München: Deutsche Taschenbuch Verlag. 5 Bde., 1964–1975.

# Appendix

Transkription von den behandelten Gedichten dieser Aufgabe. Sonderschreibungen sind aus der StA mitgenommen. Chronologisch nach dem Vorkommen in der vorliegenden Arbeit.

Die Meinige.....	91
Die Stille.....	95
Einst und Jezt .....	98
Hymne an die Freiheit .....	99
An die Natur .....	102
Der Wanderer .....	104
Die Heimath .....	106
Die Wanderung .....	107
Mnemosyne .....	110
Der Herbst .....	112

## Die Meinige

- Herr der Welten! der du deinen Menschen  
Leuchten läßt so liebevoll dein Angesicht,  
Lächle, Herr der Welten! auch des Betters Erdenwünschen,  
O du weist es! sündig sind sie nicht.
- 5 Ich will betten für die lieben Meinen  
Wie dein großer Sohn für seine Jünger bat –  
O auch Er, er konnte Menschentränen weinen,  
Wann er bettend für die Menschen vor dich trat –
- Ja! in seinem Nahmen will ich betten,  
10 Und du zürnst des Betters Erdewünschen nicht,  
Ja! mit freiem, ofnem Herzen will ich vor dich treten,  
Sprechen will ich, wie dein Luther spricht. –  
Bin ich gleich vor dir ein Wurm, ein Sünder –  
Floß ja auch für mich das Blut von Golgatha –
- 15 O! ich glaube! Guter! Vater deiner Kinder!  
Glaubend, glaubend tritt' ich deinem Trone nah.
- Meine Mutter! – o mit Freudentränen  
Dank' ich großer Geber, lieber Vater! dir,  
Mir o mir dem glücklichsten von tausend andern Söhnen
- 20 Ach die beste Mutter gabst du mir.  
Gott! ich falle nieder mit Entzücken,  
Welches ewig keine Menschenlippe spricht  
Tränend kan ich aus dem Staube zu dir bliken –  
Nimm es an das Opfer! mehr vermag ich nicht! –
- 25 Ach als einst in unsre stille Hütte  
Furchtbarer! herab dein Todesengel kam,  
Und den jammernden, den flehenden aus ihrer Mitte  
Ewigteurer Vater! dich uns nahm;  
Als am schröklich stillen Sterbebette
- 30 Meine Mutter sinnlos in dem Staube lag –  
Wehe! noch erblik ich sie, die Jammerstätte,  
Ewig schwebt vor mir der schwarze Sterbetag –
- Ach! da warf ich mich zur Mutter nieder,  
Heischerschluchzend blikte ich an ihr hinauf;
- 35 Plötzlich bebt' ein heilger Schauer durch des Knaben Glieder,  
Kindlich sprach ich – Lasten legt er auf,  
Aber o! er hilft ja auch, der gute –  
Hilft ja auch der gute, liebevolle Gott – –  
Amen! amen! noch erkenn ichs! deine Ruthe
- 40 Schlaget väterlich! du hilfst in aller Noth!
- O! so hilf, so hilf in trüben Tagen,  
Guter, wie du bisher noch geholfen hast,  
Vater! liebevoller Vater! hilf, o hilf ihr tragen

45     Meiner Mutter – jede Lebenslast.  
 Daß allein sie sorgt die Elternsorgen!  
 Einsam jede Schritte ihres Sohnes wägt!  
 Für die Kinder jeden Abend, jeden Morgen –  
 Ach! und oft ein Tränenopfer vor dich legt!

50     Daß sie in so manchen trüben Stunden  
 Über Witwenquäler in der Stille weint!  
 Und dann wieder aufgerissen bluten alle Wunden,  
 Jede Trau'rerinnrung sich vereint!  
 Daß sie aus den schwarzen Leichenzügen  
 Oft so schmerzlich hin nach seinem Grabe sieht!  
 55     Da zu sein wünscht, wo die Tränen all' versiegen,  
 Wo uns jede Sorge, jede Klage flieht.

O so hilf, so hilf in trüben Tagen,  
 Guter! wie du bisher noch geholfen hast!  
 Vater! liebevoller Vater! hilf, o hilf ihr tragen,  
 60     Sieh! sie weinet! – jede Lebenslast.  
 Lohn' ihr einst am großen Weltenmorgen  
 All' die Sanftmuth, all' die treue Sorglichkeit,  
 All' die Kümmernisse, all' die Muttersorgen,  
 All' die Tränenopfer ihrer Einsamkeit.

65     Lohn' ihr noch in diesem Erdenleben  
 Alles, alles, was die Teure für uns that.  
 O! ich weiß es froh, du kanst, du wirst es geben  
 Wirst dereinst erfüllen, was ich bat.  
 Laß sie einst mit himmlisch hellem Blike  
 70     Wann um sie die Tochter – Söhne – Enkel stehn,–  
 Himmelan die Hände faltend, groß zurüke  
 Auf der Jahre schöne Strahlenreihe sehn.

Wann sie dann entflammt im Dankgebette  
 Mit uns in den Silberloken vor dir kniet,  
 75     Und ein Engelschor herunter auf die heilige Stätte  
 Mit Entzüken in dem Auge sieht;  
 Gott! wie soll dich dann mein Lied erheben!  
 Halleluja! Halleluja! jauchz' ich dann;  
 Stürm aus meiner Harfe jubelnd Leben;  
 80     Heil dem grosen Geber! ruf ich himmelan.

Auch für meine Schwester laß mich flehen,  
 Gott! du weist es, wie sie meine Seele liebt,  
 Gott! du weist es, kennest ja die Herzen, hast gesehen,  
 Wie bei ihren Leiden sich mein Blik getrübt. –  
 85     Unter Rosen, wie in Dornengängen,  
 Leite jeden ihrer Tritte himmelan.  
 Laß die Leiden sie zur frommen Ruhe bringen,  
 Laß sie weise gehn auf heitrer Lebensbahn.



- 90 Laß sie früh das beste Theil erwählen,  
 Schreib ihr's tief in ihren unbefangnen Sinn,  
 Tief wie schön – die Himmelsblume blüht in jungen Seelen,  
 Christuslieb' und Gottesfurcht wie schön!  
 Zeig ihr deiner Weisheit reinre Wonne,  
 Wie sie hehrer deiner Wetter Schauernacht  
 95 Heller deinen Himmel, schöner deine Sonne,  
 Näher deinem Trone die Gestirne macht.
- Wie sie in das Herz des Kämpfers Frieden,  
 Tränen in des bangen Duldners Auge giebt –  
 Wie dann keine Stürme mehr das stille Herz ermüden,  
 100 Keine Klage mehr die Seele trübt.  
 Wie sie frei einher geht im Getümmel,  
 Ihr vor keinem Spötter, keinem Hasser graut,  
 Wie ihr Auge, helleschimmernd, wie dein Himmel,  
 Schrökend dem Verführer in das Auge schaut.
- 105 Aber Gott! daß unter Frühlingskränzen  
 Oft das feine Laster seinen Stachel birgt –  
 Daß so oft die Schlange unter heitern Jugendtänzen  
 Wirbelt, und so schnell die Unschuld würgt –!  
 Schwester! Schwester! reine gute Seele!  
 110 Gottes Engel walte immer über dir!  
 Häng' dich nicht an diese Schlangenhöhle,  
 Unsers Bleibens ist – Gott seis gedankt! nicht hier.
- Und mein Carl – – o! Himmelsaugenblicke! –  
 O du Stunde stiller, frommer Seeligkeit! –  
 115 Wohl ist mir! ich denke mich in jene Zeit zurücke –  
 Gott! es war doch meine schönste Zeit.  
 (O daß wiederkehrten diese Tage!  
 O daß noch so unbewölkt des Jünglings Herz,  
 Noch so harmlos wäre, noch so frei von Klage,  
 120 Noch so ungetrübt von ungestümmem Schmerz!)
- Guter Carl! – in jenen schönen Tagen  
 Saß ich einst mit dir am Nekkarstrand.  
 Fröhlich sahen wir die Welle an das Ufer schlagen,  
 Leiteten uns Bächlein durch den Sand.  
 125 Endlich sah ich auf. Im Abendschimmer  
 Stand der Strom. Ein heiliges Gefühl  
 Bebt mir durchs Herz; und plötzlich scherzt' ich nimmer,  
 Plötzlich stand ich ernster auf vom Knabenspiel.
- Bebed lispelt' ich: wir wollen betten!  
 130 Schüchtern knieten wir in dem Gebüsch hin.  
 Einfalt, Unschuld wars, was unsre Knabenherzen redten –  
 Lieber Gott! die Stunde war so schön.  
 Wie der leise Laut dich Abba! nannte!  
 Wie die Knaben sich umarmten! himmelwärts

- 135 Ihre Hände strekten! wie es brandte –  
Im Gelübde, oft zu betten – beeder Herz!
- Nun, mein Vater! höre, was ich bitte;  
Ruf ihm oft ins Herz, vor deinen Tron zu gehn;  
Wann der Sturm einst droht, die Wooge rauscht um seine Tritte,
- 140 O so mahne ihn, zu dir zu flehn.  
Wann im Kampf ihm einst die Arme sinken,  
Bang nach Rettung seine Blike um sich sehn,  
Die Vernunft verirrte Wünsche lenken;  
O so mahne ihn dein Geist, zu dir zu flehn.
- 145 Wenn er einst mit unverdorbner Seele  
Unter Menschen irret, wo Verderber spähn,  
Und ihm süßlich scheint der Pesthauch dieser Schlangenhöhle,  
O! so mahne ihn, zu dir zu flehn.  
Gott! wir gehn auf schwerem, steilem Pfade,
- 150 Tausend fallen, wo noch zehen aufrecht stehn, –  
Gott! so leite ihn mit deiner Gnade,  
Mahn ihn oft durch deinen Geist, zu dir zu flehn.
- O! und sie im frommen Silberhaare,  
Der so heiß der Kinder Freudenträne rinnt
- 155 Die so groß zurückblickt auf so viele schöne Jahre,  
Die so gut, so liebevoll mich Enkel nennt,  
Die, o lieber Vater! deine Gnade  
Führte durch so manches rauhe Distelfeld,  
Durch so manche dunkle Dornenpfade –
- 160 Die jezt froh die Palme hoft, die sie erhält –
- Laß, o laß sie lange noch genießen  
Ihrer Jahre lohnende Erinnerung,  
Laß uns alle jeden Augenblick ihr süßen,  
Streben, so wie sie, nach Heiligung.
- 165 Ohne diese wird dich niemand sehen,  
Ohne diese trifft uns dein Gericht;  
Heilge mich! sonst muß ich draußen stehen.  
Wann die Meinen schaun dein heilig' Angesicht.
- Ja! uns alle laß einander finden,  
170 Wo mit Freuden erndten, die mit Tränen säen,  
Wo wir mit Eloah unser Jubellied verbinden,  
Ewig, ewig seelig vor dir stehn.  
O! so ende bald, du Bahn der Leiden!  
Rinne eilig, rinne eilig, Pilgerzeit!
- 175 Himmel! schon empfind' ich sie, die Freuden –  
Deine – Wiedersehen froher Ewigkeit!

## Die Stille

Die du schon mein Knabenherz entzücktest,  
Welcher schon die Knabenträne floß,  
Die du früh dem Lärm der Thoren mich entrücktest,  
Besser mich zu bilden, nahmst in Mutterschoos,

5 Dein, du Sanfte! Freundin aller Lieben!  
Dein, du Immertreue! sei mein Lied!  
Treu bist du in Sturm und Sonnenschein geblieben,  
Bleibst mir treu, wenn einst mich alles, alles flieht.

Jene Ruhe – jene Himmelswonne –  
10 O ich wußte nicht, wie mir geschah,  
Wann so oft in stiller Pracht die Abendsonne  
Durch den dunklen Wald zu mir heruntersah –

Du, o du nur hattest ausgegossen  
Jene Ruhe in des Knaben Sinn,  
15 Jene Himmelswonne ist aus dir geflossen,  
Hehre Stille! holde Freudegeberin!

Dein war sie, die Träne, die im Haine  
Auf den abgepflückten Erdbeerstrauss  
Mir entfiel – mit dir ging ich im Mondenscheine  
20 Dann zurück ins liebe elterliche Haus.

Fernher sah ich schon die Kerzen flimmern,  
Schon wars Suppenzeit – ich eilte nicht!  
Spähte stillen Lächelns nach des Kirchhofs Wimmern  
Nach dem dreigefußten Roß am Hochgericht.

25 War ich endlich staubigt angekommen;  
Theilt ich erst den welken Erdbeerstrauss,  
Rühmend, wie mit saurer Müh ich ihn bekommen,  
Unter meine dankende Geschwister aus;

Nahm dann eilig, was vom Abendessen  
30 An Kartoffeln mir noch übrig war,  
Schlich mich in der Stille, wann ich satt gegessen,  
Weg von meinem lustigen Geschwisterpaar.

O! in meines kleinen Stübchens Stille  
War mir dann so über alles wohl,  
35 Wie im Tempel, war mirs in der Nächte Hülle,  
Wann so einsam von dem Thurm die Gloke scholl.

Alles schwieg, und schlief, ich wacht' alleine;  
Endlich wiegte mich die Stille ein,  
Und von meinem dunklen Erdbeerhaine  
40 Träumt' ich, und vom Gang im stillen Mondenschein.

Als ich weggerissen von den Meinen  
Aus dem lieben elterlichen Haus  
Unter Fremde irrte, wo ich nimmer weinen  
Durfte, in das bunte Weltgewirr' hinaus;

45 O wie pflegtest du den armen Jungen,  
Teure, so mit Mutterzärtlichkeit,  
Wann er sich im Weltgewirre müdgerungen,  
In der lieben, wehmutsvollen Einsamkeit.

Als mir nach dem wärmern, vollern Herzen  
50 Feuriger igt stürzte Jünglingsblut;  
O! wie schweigtest du oft ungestümme Schmerzen,  
Stärktest du den schwachen oft mit neuem Muth.

Jetzt belausch' ich oft in deiner Hütte  
Meinen Schlachtenstürmer Ossian,  
55 Schweben oft in schimmernder Seraphen Mitte  
Mit dem Sänger Gottes, Klopstok, himmelan.

Gott! und wann durch stille Schattenheken  
Mir mein Mädchen in die Arme fliegt,  
Und die Hasel, ihre Liebenden zu deken,  
60 Sorglich ihre grüne Zweige um uns schmiegt –

Wann im ganzen seegensvollen Thale  
Alles dann so stille, stille ist,  
Und die Freudenträne, hell im Abendstrale  
Schweigend mir mein Mädchen von der Wange wischt –

65 Oder wann in friedlichen Gefilden  
Mir mein Herzensfreund zur Seite geht,  
Und mich ganz dem edlen Jüngling nachzubilden  
Einzig vor der Seele der Gedanke steht –

Und wir bei den kleinen Kümmernissen  
70 Uns so sorglich in die Augen sehn,  
Wann so sparsam öfters, und so abgerissen  
Uns die Worte von der ernsten Lippe gehn.

Schön, o schön sind sie! die stille Freuden,  
Die der Thoren wilder Lärm nicht kennt,  
75 Schöner noch die stille gottergebne Leiden,  
Wann die fromme Träne von dem Auge rinnt.

Drum, wenn Stürme einst den Mann umgeben,  
Nimmer ihn der Jugendsinn belebt.  
Schwarze Unglückswolken drohend ihn umschweben,  
80 Ihm die Sorge Furchen in die Stirne gräbt;

O so reiße ihn aus dem Getümmel,

Hülle ihn in deine Schatten ein,  
O! in deinen Schatten, Teure! wohnt der Himmel  
Ruhig wirds bei ihnen unter Stürmen sein.

85 Und wann einst nach tausend trüben Stunden  
Sich mein graues Haupt zur Erde neigt,  
Und das Herz sich mattgekämpft an tausend Wunden  
Und des Lebens Last den schwachen Naken beugt:

90 O so leite mich mit deinem Stabe –  
Harren will ich auf ihn hingebeugt,  
Biß in dem willkommenen, ruhevollen Grabe  
Aller Sturm, und aller Lärm der Thoren schweigt.

## Einst und Jezt

Einst, tränend Auge! sahst du so hell empor!  
Einst schlugst du mir so ruhig, empörtes Herz!  
So, wie die Wallungen des Bächleins  
Wo die Forell' am Gestade hinschlüpft.

5 Einst in des Vaters Schoose, – des liebenden  
Geliebten Vaters – aber dem Würger kam  
Wir weinten, flehten, doch der Würger  
Schnellte den Pfeil; und es sank die Stütze!

10 Ha! du gerechte Vorsicht! so bald begann  
Der Sturm, so bald? – Doch – straft mich des Undanks nicht,  
Ihr Stunden meiner Knabenfreude  
Stunden des Spiels und des Ruhelächelns

15 Ich seh' euch wieder – herrlicher Augenblick!  
Da füttert' ich mein Hünchen, da pflanzt' ich Kohl  
Und Nelken – freute so des Frühlings  
Mich und der Erndt', und des Herbstgewimmels.

20 Da sucht' ich Maienblumen im Walde mir,  
Da wälzt' ich mich im duftenden Heu' umher,  
Da brokt' ich Milch mit Schnittern ein, da  
Schleudert' ich Schwärmer am Rebenberge.

Und o! wie warm, wie hieng ich so warm an euch  
Gespielen meiner Einfalt, wie stürmten wir  
In ofner Feldschlacht, lehrten uns den  
Strudel durchschwimmen, die Eich' ersteigen?

25 Jezt wandl' ich einsam an dem Gestade hin  
Ach keine Seele keine für dieses Herz?  
Ihr frohen Reigen? Aber weh dir  
Sehnender Jüngling! sie gehn vorüber!

30 Zurück denn in die Zelle, Verachteter!  
Zurück zur Kummerstätte, wo schlaflos du  
So manche Mitternächte weintest  
Weintest im Durste nach Lieb' und Lorbeer.

35 Lebt wohl, ihr güldnen Stunden vergangner Zeit,  
Ihr lieben Kinderträume von Größ' und Ruhm,  
Lebt wohl, lebt wohl, ihr Spielgenossen,  
Weint um den Jüngling, er ist verachtet!

## Hymne an die Freiheit

- Wonne säng' ich an des Orkus Thoren,  
Und die Schatten lehrt' ich Trunkenheit,  
Denn ich sah', vor tausenden erkohren,  
Meiner Göttin ganze Göttlichkeit;
- 5 Wie nach dumpfer Nacht im Purpurscheine  
Der Pilote seinen Ozean,  
Wie die Seeligen Elysens Haine,  
Stau'n ich dich geliebtes Wunder! an.
- Ehrerbietig senkten ihre Flügel,  
10 Ihres Raubs vergessen, Falk und Aar,  
Und getreu dem diamantnen Zügel  
Schritt vor ihr ein trozig Löwenpaar;  
Jugendliche wilde Ströme standen,  
Wie mein Herz, vor banger Wonne stumm;
- 15 Selbst die kühnen Boreasse schwanden,  
Und die Erde ward zum Heiligtum.
- Ha! zum Lohne treuer Huldigungen  
Bot die Königin die Rechte mir,  
Und von zauberischer Kraft durchdrungen
- 20 Jauchzte Sinn und Herz verschönert ihr;  
Was sie sprach, die Richterin der Kronen,  
Ewig tönts in dieser Seele nach,  
Ewig in der Schöpfung Regionen –  
Hört, o Geister, was die Mutter sprach!
- 25 »Taumelnd in des alten Chaos Woogen,  
Froh und wild, wie Evans Priesterin,  
Von der Jugend kühner Lust betrogen,  
Nannt' ich mich der Freiheit Königin;  
Doch es winkte der Vernichtungsstunde
- 30 Zügelloser Elemente Streit;  
Da berief zu brüderlichem Bunde  
Mein Gesez die Unermeßlichkeit.«
- »Mein Gesez, es tödtet zartes Leben,  
Kühnen Muth, und bunte Freude nicht,
- 35 Jedem ward der Liebe Recht gegeben,  
Jedes übt der Liebe süße Pflicht;  
Froh und stolz im ungestörten Gange  
Wandelt Riesenkraft die weite Bahn,  
Sicher schmiegt in süßem Liebesdrange
- 40 Schwächeres der großen Welt sich an.«
- »Kann ein Riese meinen Aar entmannen?  
Hält ein Gott die stolzen Donner auf?  
Kann Tyrannenspruch die Meere bannen?  
Hemmt Tyrannenspruch der Sterne Lauf? –

45 Unentwehrt von selbsterwählten Gözen,  
Unzerbrüchlich ihrem Bunde treu,  
Treu der Liebe seeligen Gesezen,  
Lebt die Welt ihr heilig Leben frei.«

»Mit gerechter Herrlichkeit zufrieden  
50 Flammt Orions helle Rüstung nie  
Auf die brüderlichen Tyndariden,  
Selbst der Löwe grüßt in Liebe sie;  
Froh des Götterlooses, zu erfreuen,  
Lächelt Helios in süßer Ruh  
55 Junges Leben, üppiges Gedeihen  
Dem geliebten Erdenrunde zu.«

»Unentwehrt von selbsterwählten Gözen,  
Unzerbrüchlich ihrem Bunde treu,  
Treu der Liebe seeligen Gesezen,  
60 Lebt die Welt ihr heilig Leben frei;  
Einer, Einer nur ist abgefallen,  
Ist gezeichnet mit der Hölle Schmach;  
Stark genug, die schönste Bahn zu wallen,  
Kriecht der Mensch am trägen Joche nach.«

65 »Ach! er war das göttlichste der Wesen,  
Zürn' ihm nicht, getreuere Natur!  
Wunderbar und herrlich zu genesen  
Trägt er noch der Heldenstärke Spur; –  
Eil', o eile, neue Schöpfungsstunde,  
70 Lächle nieder, süße güldne Zeit!  
Und im schöner'n, unverletzten Bunde,  
Feire dich die Unermeßlichkeit.«

Nun, o Brüder! wird die Stunde säumen?  
Brüder! um der tausend Jammernden,  
75 Um der Enkel, die der Schande keimen.  
Um der königlichen Hofnungen,  
Um der Güter, so die Seele füllen,  
Um der angestammten Göttermacht,  
Brüder ach! um unsrer Liebe willen  
80 Könige der Endlichkeit, erwacht! –

Gott der Zeiten! in der Schwüle fächeln  
Kühlend deine Tröstungen uns an;  
Süße rosige Gesichte lächeln  
Uns so gern auf öder Dornenbahn;  
85 Wenn der Schatten väterlicher Ehre,  
Wenn der Freiheit letzter Rest zerfällt.  
Weint mein Herz der Trennung bittre Zähre  
Und entflieht in seine schön're Welt.

Was zum Raube sich die Zeit erkohren,



90 Morgen steht's in neuer Blüthe da;  
Aus Zerstörung wird der Lenz gebohren,  
Aus den Fluthen stieg Urania;  
Wenn ihr Haupt die bleichen Sterne neigen,  
Stralt Hyperion im Heldenlauf –  
95 Modert, Knechte! freie Tage steigen  
Lächelnd über euern Gräbern auf.

Lange war zu Minos ernsten Hallen  
Weinend die Gerechtigkeit entflohn –  
Sieh! in mütterlichem Wohlgefallen  
100 Küßt sie nun den treuen Erdensohn;  
Ha! der göttlichen Catone Manen  
Triumphiren in Elysium,  
Zahllos wehn der Tugend stolze Fahnen,  
Heere lohnt des Ruhmes Heiligtum.

105 Aus der guten Götter Schoose regnet  
Trägem Stolze nimmermehr Gewinn,  
Ceres heilige Gefilde segnet  
Freundlicher die braune Schnitterin,  
Lauter tönt am heißen Rebenhügel,  
110 Muthiger des Winzers Jubelruf,  
Unentheilt von der Sorge Flügel  
Blüht und lächelt, was die Freude schuf.

Aus den Himmeln steigt die Liebe nieder,  
Männermuth, und hoher Sinn gedeiht,  
115 Und du bringst die Göttertage wieder,  
Kind der Einfalt! süße Trauligkeit!  
Treue gilt! und Freundesretter fallen,  
Majestätisch, wie die Ceder fällt.  
Und des Vaterlandes Rächer wallen  
120 Im Triumphe nach der bessern Welt.

Lange schon vom engen Haus umschlossen,  
Schlummre dann im Frieden mein Gebein! –  
Hab' ich doch der Hofnung Kelch genossen,  
Mich gelabt am holden Dämmerchein!  
125 Ha! und dort in wolkenloser Ferne,  
Winkt auch mir der Freiheit heilig Ziel!  
Dort, mit euch, ihr königlichen Sterne,  
Klinge festlicher mein Saitenspiel!

## An die Natur

- Da ich noch um deinen Schleier spielte,  
Noch an dir, wie eine Blüthe hieng,  
Noch dein Herz in jedem Laute fühlte,  
Der mein zärtlichbebend Herz umfieng,  
5 Da ich noch mit Glauben und mit Sehnen  
Reich, wie du, vor deinem Bilde stand,  
Eine Stelle noch für meine Thränen,  
Eine Welt für meine Liebe fand,
- Da zur Sonne noch mein Herz sich wandte,  
10 Als vernähme seine Töne sie,  
Und die Sterne seine Brüder nannte  
Und den Frühling Gottes Melodie,  
Da im Hauche, der den Hain bewegte,  
Noch dein Geist, dein Geist der Freude sich  
15 In des Herzens stiller Welle regte,  
Da umfiengen goldne Tage mich.
- Wenn im Thale, wo der Quell mich kühlte,  
Wo der jugendlichen Sträucher Grün  
Um die stillen Felsenwände spielte  
20 Und der Aether durch die Zweige schien,  
Wenn ich da, von Blüthen Übergossen,  
Still und trunken ihren Othem trank  
Und zu mir, von Licht und Glanz umflossen,  
Aus den Höhn die goldne Wolke sank –
- 25 Wenn ich fern auf nakter Haide wallte,  
Wo aus dämmernder Geklüfte Schoos  
Der Titanensang der Ströme schallte  
Und die Nacht der Wolken mich umschloß,  
Wenn der Sturm mit seinen Wetterwoogen  
30 Mir vorüber durch die Berge fuhr  
Und des Himmels Flammen mich umflogen,  
Da erschienst du, Seele der Natur!
- Oft verlor ich da mit trunknen Thränen  
Liebend, wie nach langer Irre sich  
35 In den Ozean die Ströme sehnen,  
Schöne Welt! in deiner Fülle mich;  
Ach! da stürzt' ich mit den Wesen allen  
Freudig aus der Einsamkeit der Zeit,  
Wie ein Pilger in des Vaters Hallen,  
40 In die Arme der Unendlichkeit. –
- Seid gesegnet, goldne Kinderträume,  
Ihr verbahrt des Lebens Armuth mir,  
Ihr erzogt des Herzens gute Keime,  
Was ich nie erringe, schenktet ihr!

45 O Natur! an deiner Schönheit Lichte,  
Ohne Müh' und Zwang entfalteteten  
Sich der Liebe königliche Früchte,  
Wie die Erndten in Arkadien.

50 Todt ist nun, die mich erzog und stillte,  
Todt ist nun die jugendliche Welt,  
Diese Brust, die einst ein Himmel füllte,  
Todt und dürftig, wie ein Stoppelfeld;  
Ach! es singt der Frühling meinen Sorgen  
Noch, wie einst, ein freundlich tröstend Lied,  
55 Aber hin ist meines Lebens Morgen,  
Meines Herzens Frühling ist verblüht.

Ewig muß die liebste Liebe darben,  
Was wir lieben, ist ein Schatten nur,  
Da der Jugend goldne Träume starben,  
60 Starb für mich die freundliche Natur;  
Das erfuhrst du nicht in frohen Tagen,  
Daß so ferne dir die Heimath liegt,  
Armes Herz, du wirst sie nie erfragen,  
Wenn dir nicht ein Traum von ihr genügt.

## Der Wanderer

- Einsam stand ich und sah in die Afrikanischen dürren  
Ebnen hinaus; vom Olymp reegnete Feuer herab.  
Fernhin schlich das haagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe,  
Hohl und einsam und kahl blickt' aus der Höhe sein Haupt.  
5 Ach! nicht sprang, mit erfrischendem Grün der schattende Wald hier  
In die säuselnde Luft üppig und herrlich empor,  
Bäche stürzten hier nicht in melodischem Fall vom Gebirge,  
Durch das blühende Thal schlingend den silbernen Strom,  
Keine Heerde vergieng am plätschernden Brunnen der Mittag,  
10 Freundlich aus Bäumen hervor blikte kein wirthliches Dach.  
Unter dem Strauche saß ein ernster Vogel gesanglos,  
Ängstig und eilend flohn wandernde Störche vorbei.  
Nicht um Wasser rief ich dich an, Natur! in der Wüste,  
Wasser bewahrte mir treulich das fromme Kameel.  
15 Um der Haine Gesang, um Gestalten und Farben des Lebens  
Bat ich, vom lieblichen Glanz heimischer Fluren verwöhnt.  
Aber ich bat umsonst; du erschienst mir feurig und herrlich,  
Aber ich hatte dich einst göttlicher, schöner gesehn.
- Auch den Eispol hab' ich besucht; wie ein starrendes Chaos  
20 Thürmte das Meer sich da schröklich zum Himmel empor.  
Todt in der Hülse von Schnee schlief hier das gefesselte Leben,  
Und der eiserne Schlaf harrete des Tages umsonst.  
Ach! nicht schlang um die Erde den wärmenden Arm der Olymp hier  
Wie Pygmalions Arm um die Geliebte sich schlang.  
25 Hier bewegt' er ihr nicht mit dem Sonnenblike den Busen,  
Und in Reegen und Thau sprach er nicht freundlich zu ihr.  
Mutter Erde! rief ich, du bist zur Witwe geworden,  
Dürftig und kinderlos lebst du in langsamer Zeit.  
Nichts zu erzeugen und nichts zu pflegen in sorgender Liebe,  
30 Alternd im Kinde sich nicht wiederzusehn, ist der Tod.  
Aber vielleicht erwarmst du dereinst am Strale des Himmels,  
Aus dem dürftigen Schlaf schmeichelt sein Othem dich auf;  
Und, wie ein Saamenkorn, durchbrichst du die eherne Hülse,  
Und die knospende Welt windet sich schüchtern heraus.  
35 Deine gesparte Kraft flammt auf in üppigem Frühling,  
Rosen glühen und Wein sprudelt im kärglichen Nord.
- Aber jezt kehr' ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimath,  
Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an.  
Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten  
40 Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,  
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, schönen  
Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.  
Alt bin ich geworden indeß, mich blaichte der Eispol,  
Und im Feuer des Süds fielen die Loken mir aus.  
45 Doch, wie Aurora den Tithon, umfängst du in lächelnder Blüthe  
Warm und fröhlich, wie einst, Vaterlandserde, den Sohn.

Seeliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock,  
 Nieder ins schwellende Gras reegnet im Herbste das Obst.  
 Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,  
 50 Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt.  
 Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn  
 Steigen am dunkeln Gebirg Vesten und Hütten hinauf.  
 Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch ans freindliche Tagslicht;  
 Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.  
 55 Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,  
 Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.  
 Still ists hier: kaum rauschet von fern die geschäftige Mühle,  
 Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad.  
 Lieblich tönt die gehämmerte Sens' und die Stimme des Landmanns,  
 60 Der am Pfluge dem Stier lenkend die Schritte gebeut,  
 Lieblich der Mutter Gesang, die im Grase sitzt mit dem Söhnlein,  
 Das die Sonne des Mais schmeichelt in lächelnden Schlaf.

Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor  
 Übergrünt und den Zaun wilder Holunder umblüht,  
 65 Da empfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,  
 Wo mit den Pflanzen mich einst liebend mein Vater erzog,  
 Wo ich froh, wie das Eichhorn, spielt' auf den lispelnden Ästen,  
 Oder in's duftende Heu träumend die Stirne verbarg.  
 Heimatliche Natur! wie bist du treu mir geblieben!  
 70 Zärtlichpflegend, wie einst, nimmst du den Flüchtling noch auf.  
 Noch gedeihn die Pfirsiche mir, noch wachsen gefällig  
 Mir an's Fenster, wie sonst, köstliche Trauben herauf.  
 Lokend röthen sich noch die süßen Früchte des Kirschbaums,  
 Und der pflükenden Hand reichen die Zweige sich selbst.  
 75 Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Walds unendliche Laube  
 Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach,  
 Und die Pfade röthest du mir, es wärmt mich und spielt mir  
 Um das Auge, wie sonst, Vaterlandssonne! dein Licht;  
 Feuer trink ich und Geist aus deinem freudigen Kelche,  
 80 Schläfrig lässest du nicht werden mein alterndes Haupt.  
 Die du einst mir die Brust erwektest vom Schläfe der Kindheit  
 Und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich triebst.  
 Mildere Sonne! zu dir kehr' ich getreuer und weiser,  
 Friedlich zu werden und froh unter den Blumen zu ruhn.

## Die Heimath

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,  
Von Inseln fernher, wenn er geerndtet hat;  
So käm' auch ich zur Heimath, hätt' ich  
Güter so viele, wie Laid, geerndtet.

5 Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einst,  
Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,  
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich  
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

10 Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,  
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,  
Dort bin ich bald; euch traute Berge,  
Die mich behüteten einst, der Heimath

Verehrte sichre Grenzen, der Mutter Haus  
Und liebender Geschwister Umarmungen  
15 Begrüß' ich bald und ihr umschließt mich,  
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile,

Ihr treugebliebenen! aber ich weiß, ich weiß,  
Der Liebe Laid, diß heilet so bald mir nicht,  
Diß singt kein Wiegensang, den tröstend  
20 Sterbliche singen, mir aus dem Busen.

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,  
Die Götter schenken heiliges Laid uns auch,  
Drum bleibe diß. Ein Sohn der Erde  
Schein' ich; zu lieben gemacht, zu leiden.

## Die Wanderung

Glückseelig Suevien, meine Mutter,  
Auch du, der glänzenderen, der Schwester  
Lombarda drüben gleich,  
Von hundert Bächen durchflößen!  
5 Und Bäume genug, weißblühend und röthlich,  
Und dunklere, wild, tiefgrünenden Laubs voll  
Und Alpengebirt der Schweiz auch überschattet  
Benachbartes dich; denn nah dem Heerde des Haußes  
Wohnst du, und hörst, wie drinnen  
10 Aus silbernen Opferschaalen  
Der Quell rauscht, ausgeschüttet  
Von reinen Händen, wenn berührt

Von warmen Stralen  
Krystallenes Eis und umgestürzt  
15 Vom leichtanregenden Lichte  
Der schneeige Gipfel übergießt die Erde  
Mit reinestem Wasser. Darum ist  
Dir angeboren die Treue. Schwer verläßt,  
Was nahe dem Ursprung wohnt, den Ort.  
20 Und deine Kinder, die Städte,  
Am weithindämmernden See,  
An Nekars Weiden, am Rheine,  
Sie alle meinen, es wäre  
Sonst nirgend besser zu wohnen.

25 Ich aber will dem Kaukasos zu!  
Denn sagen hört' ich  
Noch heut in den Lüften:  
Frei sei'n, wie Schwalben, die Dichter.  
Auch hat mir ohnediß  
30 In jüngeren Tagen Eines vertraut,  
Es seien vor alter Zeit  
Die Eltern einst, das deutsche Geschlecht,  
Still fortgezogen von Wellen der Donau  
Am Sommertage, da diese  
35 Sich Schatten suchten, zusammen  
Mit Kindern der Sonn'  
Am schwarzen Meere gekommen;  
Und nicht umsonst sei diß  
Das gastfreundliche genennet.

40 Denn, als sie erst sich angesehen,  
Da nahten die Anderen erst; dann sazten auch  
Die Unseren sich neugierig unter den Ölbaum.  
Doch als sich ihre Gewände berührt,  
Und keiner vernehmen konnte  
45 Die eigene Rede des andern, wäre wohl

Entstanden ein Zwist, wenn nicht aus Zweigen herunter  
Gekommen wäre die Kühlung,  
Die Lächeln über das Angesicht  
Der Streitenden öfters breitet, und eine Weile  
50 Sahn still sie auf, dann reichten sie sich  
Die Hände liebend einander. Und bald

Vertauschten sie Waffen und all  
Die lieben Güter des Haußes,  
Vertauschten das Wort auch und es wünschten  
55 Die freundlichen Väter umsonst nichts  
Beim Hochzeitjubel den Kindern.  
Denn aus den heiligvermählten  
Wuchs schöner, denn Alles,  
Was vor und nach  
60 Von Menschen sich nannt', ein Geschlecht auf. Wo,  
Wo aber wohnt ihr, liebe Verwandten,  
Daß wir das Bündniß wiederbegehn  
Und der theuern Ahnen gedenken?

Dort an den Ufern, unter den Bäumen  
65 Ionias, in Ebenen des Kaisters,  
Wo Kraniche, des Aethers froh,  
Umschlossen sind von fernhindämmernden Bergen;  
Dort wart auch ihr, ihr Schönsten! oder pflegtet  
Der Inseln, die mit Wein bekränzt,  
70 Voll tönten von Gesang; noch andere wohnten  
Am Tayget, am vielgepriesnen Himettos,  
Die blühten zuletzt; doch von  
Parnassos Quell bis zu des Tmolos  
Goldglänzenden Bächen erklang  
75 Ein ewiges Lied; so rauschten  
Damals die Wälder und all  
Die Saitenspiele zusamt  
Von himmlischer Milde gerühret.

O Land des Homer!  
80 Am purpurnen Kirschbaum oder wenn  
Von dir gesandt im Weinberg mir  
Die jungen Pfirsiche grünen,  
Und die Schwalbe fernher kommt und vieles erzählend  
An meinen Wänden ihr Haus baut, in  
85 Den Tagen des Mais, auch unter den Sternen  
Gedenk' ich, o Ionia, dein! doch Menschen  
Ist Gegenwärtiges lieb. Drum bin ich  
Gekommen, euch, ihr Inseln, zu sehn, und euch,  
Ihr Mündungen der Ströme, o ihr Hallen der Thetis,  
90 Ihr Wälder, euch, und euch, ihr Wolken des Ida!

Doch nicht zu bleiben gedenk ich.  
Unfreundlich ist und schwer zu gewinnen



Die Verschlossene, der ich entkommen, die Mutter.  
Von ihren Söhnen einer, der Rhein,  
95 Mit Gewalt wollt' er ans Herz ihr stürzen und schwand  
Der Zurückgestoßene, niemand weiß, wohin, in die Ferne.  
Doch so nicht wünscht' ich gegangen zu seyn,  
Von ihr und nur, euch einzuladen,  
Bin ich zu euch, ihr Gratien Griechenlands,  
100 Ihr Himmelstöchter, gegangen,  
Daß, wenn die Reise zu weit nicht ist,  
Zu uns ihr kommet, ihr Holden!

Wenn milder athmen die Lüfte,  
Und liebende Pfeile der Morgen  
105 Uns Allzudedultigen schickt,  
Und leichte Gewölke blühn  
Uns über den schüchternen Augen,  
Dann werden wir sagen, wie kommt  
Ihr, Charitinnen, zu Wilden?  
110 Die Dienerinnen des Himmels  
Sind aber wunderbar,  
Wie alles Göttlichgeborne.  
Zum Traume wirds ihm, will es Einer  
Beschleichen und straft den, der  
115 Ihm gleichen will mit Gewalt;  
Oft überraschet es einen,  
Der eben kaum es gedacht hat.

## Mnemosyne

### *Zweite Fassung*

Ein Zeichen sind wir, deutungslos  
Schmerzlos sind wir und haben fast  
Die Sprache in der Fremde verloren.  
Wenn nemlich über Menschen  
5 Ein Streit ist an dem Himmel und gewaltig  
Die Monde gehn, so redet  
Das Meer auch und Ströme müssen  
Den Pfad sich suchen. Zweifellos  
Ist aber Einer. Der  
10 Kann täglich es ändern. Kaum bedarf er  
Gesetz. Und es tönet das Blatt und Eichbäume wehn dann neben  
Den Firnen. Denn nicht vermögen  
Die Himmlischen alles. Nemlich es reichen  
Die Sterblichen eh' an den Abgrund. Also wendet es sich, das Echo  
15 Mit diesen. Lang ist  
Die Zeit, es ereignet sich aber  
Das Wahre.

Wie aber liebes? Sonnenschein  
Am Boden sehen wir und trokenen Staub  
20 Und tief mit Schatten die Wälder und es blühet  
An Dächern der Rauch, bei alter Krone  
Der Thürme, friedsam; und es girren  
Verloren in der Luft die Lerchen und unter dem Tage waiden  
Wohlangeführt die Schaafte des Himmels.  
25 Und Schnee, wie Majenblumen  
Das Edelmüthige, wo  
Es seie, bedeutend, glänzet mit  
Der grünen Wiese  
Der Alpen, hälftig, da gieng  
30 Vom Kreuze redend, das  
Gesetzt ist unterwegs einmal  
Gestorbenen, auf der schroffen Straß  
Ein Wandersmann mit  
Dem andern, aber was ist diß?

35 Am Feigenbaum ist mein  
Achilles mir gestorben,  
Und Ajax liegt  
An den Grotten, nahe der See,  
An Bächen, benachbart dem Skamandros.  
40 Vom Genius kühn ist bei Windessausen, nach  
Der heimatlichen Salamis süßer  
Gewohnheit, in der Fremd'  
Ajax gestorben  
Patroklos aber in des Königes Harnisch. Und es starben  
45 Noch andere viel. Mit eigener Hand

Viel traurige, wilden Muths, doch göttlich  
Gezwungen, zuletzt, die anderen aber  
Im Geschike stehend, im Feld. Unwillig nemlich  
Sind Himmlische, wenn einer nicht die Seele schonend sich  
50 Zusammengenommen, aber er muß doch; dem  
Gleich fehlet die Trauer.

## Der Herbst

Die Sagen, die der Erde sich entfernen,  
Vom Geiste, der gewesen ist und wiederkehret,  
Sie kehren zu der Menschheit sich, und vieles lernen  
Wir aus der Zeit, die eilends sich verzehret.

- 5 Die Bilder der Vergangenheit sind nicht verlassen  
Von der Natur, als wie die Tag' verblassen  
Im hohen Sommer, kehrt der Herbst zur Erde nieder,  
der Geist der Schauer findet sich am Himmel wieder.

- 10 In kurzer Zeit hat vieles sich geendet,  
Der Landmann, der am Pfluge sich gezeiget,  
Er siehet wie das Jahr sich frohem Ende neiget,  
In solchen Bildern ist des Menschen Tag vollendet.

- 15 Der Erde Rund mit Felsen ausgezieret  
Ist wie die Wolke nicht, die Abends sich verlieret,  
Es zeigt sich mit einem goldnen Tage,  
Und die Vollkommenheit ist ohne Klage.